Lane Medical Library

Die Erneuerung der Physiognomik durch Gulielmus Gratarolus

Professor der medizinischen Fakultät Basel

(1516–1568)

★

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER HOHEN

MEDIZINISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT BASEL

VORGELEGT VON

HERMANN LIEBERT, MED. PRAKT.

VON EMMISHOFEN (THURGAU)

WEINFELDEN

Buchdruckerei Gebr. Schläpfer

1928

Die Erneuerung der Physiognomik durch Gulielmus Gratarolus

Professor der medizinischen Fakultät Basel

(1516–1568)

★

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER HOHEN

MEDIZINISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT BASEL

VORGELEGT VON

HERMANN LIEBERT, MED. PRAKT.

VON **EMMISHOFEN** (THURGAU).

WEINFELDEN

Buchdruckerei Gebr. Schläpfer.

1928

Von der
medizinischen Fakultät Basel genehmigt auf Antrag
von Professor Dr. BING.

GUILIELMUS GRATAROLUS BEGOMAS GALVS MEDIC
Nasc. Begom.
Obyt
Ao 1566 Basil.
Gratarolus patriam linquens atq; italæ rura,
Germanos inter claruit arte viros.

MEINER LIEBEN FRAU

An dieser Stelle möchte ich Herrn Professor Bing meinen Dank aussprechen für seine freundlichen Bemühungen und die vielen interessanten Anregungen, die er mir während der Ausarbeitung meiner Schrift zuteil werden ließ, sowie für die Überlassung von Fachliteratur.

Die Physiognomik ist eine alte und doch wieder eine moderne Wissenschaft, alt, weil schon in den frühesten Dokumenten der Menschheit darauf hingewiesen wird, daß Körper, Seele und Geist eine Einheit darstellen im Erdenleben und daher Inneres und Äußeres einander entsprechen müssen. Neu hingegen ist dieser Zweig der Medizin dadurch, daß viele von den alten, mystischen, uns sehr oft unverständlichen Anschauungen verlassen wurden und einer rein naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise Platz gemacht haben. Dennoch darf man behaupten, daß viele von den alten Ansichten moderner Kritik standhielten und heute noch wichtige Fundamente der Wissenschaft bilden.

Diese Arbeit möchte ein Glied sein in der Kette, die alte und moderne Menschenkenntnis verbinden soll. Und da ist es in der Physiognomik gerade der Beginn der Neuzeit, der sich dazu eignet, eine solche Verbindungsbrücke zu schlagen; denn wie in religiöser Beziehung die Reformation, ist jene Zeit eben auch der Wendepunkt in fast allen Wissenschaftszweigen. Die alten Anschauungen, die manchmal aus klaren, meist aber aus trüben Quellen flossen und die im spätmittelalterlichen Mystizismus der Dekadenz verfielen, müssen im 16. Jahrhundert der naturwissenschaftlichen Erkenntnisweise nach langem, zähem Kampfe weichen.

Die Physiognomik, dieses Teilgebiet der Medizin, hat die eben erwähnte Übergangszeit gleichfalls durchringen müssen. Hier sehen wir vor allem zwei Männer, die versuchten — wenn es ihnen auch nur teilweise gelang — die Physiognomik auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen und sie von dem unheilvollen Einflusse des damaligen Aberglaubens zu befreien. Diese beiden Männer sind Gratarolus und Della Porta, welche später eingehend behandelt werden sollen, vor allem der Erstere, dessen „Physiognomik“ in möglichst genauer Übersetzung wiedergegeben wird,

nachdem in einem kurzen historischen Überblick die Anfänge dieser Wissenschaft betrachtet worden sind.

Die Geschichte der Physiognomik beginnt mit der Geschichte der Menschheit, ist man versucht zu sagen; schon in den ältesten Dokumenten finden wir Hinweise auf die physiognomischen Kenntnisse ihrer Autoren. Wenn wir z. B. heute von einem „hartnäckigen" Menschen sprechen, ist dies eine auf unsere Tage überlieferte uralte physiognomische Erkenntnis (2. Mose 33,5), welche einen Menschen mit einem starken und festen Nacken für einen zähen, ausdauernden Charakter hält. Bei Jesus Sirach XIX, 26, heißt es: „Ein Vernünftiger merket den Mann an seinen Gebärden". Insbesondere sind es im Altertum die Griechen, die eine erstaunliche Feinheit und Tiefe des Blickes für physiognomische Merkmale zeigen, was sich bei ihrer Vorliebe für die plastische Kunst an den bildhauerischen Werken bis ins Einzelne feststellen läßt. Ich möchte nur auf die ausdrucksvolle Laokoon-Gruppe hinweisen, ein Werk, dessen physiognomische Bedeutung durch den Streit Winkelmann-Lessing erhellt wird. Auch die Ansicht, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen könne, hat sich von der alten Griechenzeit in der Kunst bis auf unsere Tage erhalten.

Homer schildert in der Ilias die Gestalt des Tersites folgendermaßen: Spitz auslaufendes Haupt, finsterer Blick und bucklige Gestalt als Kennzeichen eines feigen und unverschämten Menschen. Nach einer anderen Stelle der Ilias sollen sich die beiden Nestor, Vater und Sohn, körperlich so ähnlich gesehen haben, daß man daraus auf ihre seelische Gleichheit schloß.

Von den Pythagoräern wird behauptet, sie hätten nur solche Schüler angenommen, die „Liebe zur Wissenschaft in Ausdruck und Haltung" verrieten.

Als Herodot während der olympischen Spiele beim Vortrage den jungen Thukydides erbleichen sah, soll er gesagt haben, dieser junge Mann werde einst ein großer Geschichtsschreiber.

Hippokrates befaßte sich eingehend mit der Physiognomik. So schreibt er z. B. im 6. Buche seiner Epidemien: „Da der Schädel unter allen menschlichen Körperteilen dem Beobachter

am meisten in's Auge fällt, kann man von ihm ausgehend am ehesten die Konstitution des ganzen Menschen bestimmen." Die in jener Zeit aufkommenden völkervergleichenden Anschauungen erhielten eine Art wissenschaftliche Stütze durch die Lehre des Hippokrates vom Zusammenhange der physisch-geistigen Konstitution in Abhängigkeit von Bodenbeschaffenheit und Klima.

Sokrates hat, wie Plutarch berichtet, ähnliche Studien getrieben; besonders beschäftigte er sich mit der Kennzeichnung von Merkmalen, die durch Leidenschaften am menschlichen Äußern sichtbar werden. Einer seiner meist zitierten Aussprüche ist: „Rede, damit ich dich sehe".

Die Studien seines Schülers Plato waren dem Vergleich von Menschen mit bestimmten Tieren gewidmet, eine Anschauungsweise, wie sie durch alle Zeiten hindurch und selbst in einigen unserer neueren Werke noch vertreten wurde. Allerdings hat die eigentlich wissenschaftliche Physiognomik diese Methode auf's Schärfste bekämpft und ihre Nichtigkeit zu beweisen versucht; wie tief jedoch diese Ansichten im Volke verwurzelt sind, beweisen heute noch allgemein übliche Ausdrücke wie „Fuchsgesicht", Schmeichelkatze", „borstiger Sinn", „stierer Blick" u. a. m.

Allerdings muten uns heute Ausdrücke Homer's eigenartig an, wenn er von der „kuhäugigen Hera" spricht, oder wenn von Agamemnon gesagt wird „der du die Augen einer Hündin und das Herz eines Hirsches hast", wenn außerdem von einer „hundsäugigen Helena" gesprochen wird. Diese Bezeichnungen tragen in jener ältesten griechischen Epoche noch mystisch-mythischen Charakter, beruhen aber daneben wohl auf vergleichenden Beobachtungen. Zu Plato's Zeit wird der Tiervergleich nur noch auf Grund von Beobachtungsergebnissen angewandt.

Der eigentliche Begründer der Physiognomik ist Aristoteles. In Anal. prior II, 27, sagt er im Kapitel über das logische Verfahren: „Physiognomik zu treiben ist dann möglich, wenn man zugibt, daß die natürlichen Affekte Leib und Seele zugleich verändern... wenn außerdem zugegeben wird, daß jeder Affekt ein äußeres Merkmal habe und wenn wir den eigentümlichen inneren Affekt und das entsprechende äußere Zeichen

einer jeden Gattung festzustellen vermögen, können wir Physiognomik ausüben."

Er schrieb außerdem eine kleine Abhandlung, *Φυσιογνωμονικά* betitelt, die allerdings in späteren Zeiten nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat, wenn auch die darin enthaltene klare philosophische Begründung dieser Wissenschaft für alle Zeiten gültig ist. In dieser Schrift lehrt der Stagirite, daß die Seele das Lebensprinzip des Körpers darstelle und eine innige Wechselwirkung zwischen Seele und Leib bestehe: „Der Körper ist das Werkzeug der Seele". „Daß die Seele mit dem Körper in Verbindung steht und an sich selbst nicht unempfindlich ist für die Bewegungen des Körpers, das alles wird klar an den Zuständen der Trunkenheit und an den Krankheiten. Denn es zeigt sich, daß die Seele von den Zuständen des Körpers sehr verändert wird. Und daß umgekehrt der Leib durch die Affekte der Seele sehr in Mitleidenschaft gezogen wird, zeigt sich bei der Verliebtheit und bei der Furcht, bei der Traurigkeit und Freude". Oder an einer anderen Stelle: „Es scheint mir, daß Seele und Leib innig mit einander verbunden sind... denn da Trauer und Freude Affekte der Seele sind, zeigt es sich klar, daß die Traurigen ein mehr finsteres, die freudig Gestimmten ein mehr heiteres Aussehen haben." „Es scheint der Wahnsinn seinen Sitz in der Seele zu haben. Indem nun die Ärzte den Körper durch Arzneimittel reinigen und dabei gewisse Verhaltungsregeln anwenden, befreien sie die Seele vom Wahnsinn. Durch die Heilung des Körpers wird zugleich die Gestalt des Leibes befreit und auch die Seele vom Wahnsinn gelöst. Weil nun beide z u g l e i c h befreit werden, so ist es klar, daß sie miteinander zusammenwirken."

Aristoteles unterscheidet zwei Arten von physiognomischen Merkmalen: natürliche, bleibende und erworbene, nicht bleibende, durch vorübergehende Seelenzustände bedingt. Nach drei Gesichtspunkten stellt er die Methoden seiner Vorgänger zusammen:

1. Die Methode Plato's, der Menschengesichter mit den Gesichtern bestimmter Tiere vergleicht. Aristoteles sagt darüber: „Die Einen gewinnen die physiognomische Erkenntnis

aus den Gattungen der Tiere, indem sie in Beziehung auf jede Gattung eine bestimmte Form eines Tieres und eine entsprechende Seele setzen."

2. „Andere tun dieses zwar auch, aber sie gehen nicht von allen Tieren aus, sondern von der Gattung der Menschen selbst, indem sie dieselben nach Völkerschaften trennen, welche in ihren Gesichtsbildungen und Charakteren verschieden sind." Die Anhänger dieser zweiten Methode behaupten z. B., die schwarzfarbigen, wollhaarigen, stülpnasigen, dicklippigen und krummbeinigen Äthiopier seien feig und leidenschaftlich. Wenn ein Mensch ähnliche körperliche Merkmale aufweise, dann müsse er auch feig und leidenschaftlich sein.
3. „Wieder andere schließen aus den verschiedenen in Erscheinung tretenden Charakterzügen, welchen Zustand der Seele jeder Charakterzug begleite, bei dem Zornigen, dem Furchtsamen, Wollüstigen und bei jedem anderen Affekte."

Dann kritisiert Aristoteles diese drei Methoden seiner Vorgänger folgendermaßen: „Diejenigen, welche allein nach den Charakterzügen Physiognomik treiben, fehlen, und zwar erstens, weil einige, obgleich sie nicht dieselben inneren Charaktere besitzen, doch dieselben charakteristischen Züge auf den Gesichtern haben, wie der Tapfere und der Unverschämte dieselben Züge haben, in ihrer Gesinnung aber sehr voneinander abstechen. Zweitens, weil sie zu bestimmten Zeiten nicht die nämlichen Charakterzüge haben, sondern die anderer; denn den Mißvergnügten begegnet es manchmal, daß sie einen Tag angenehm zubringen und den Charakter des Heiteren annehmen, und daß im Gegenteil der Heitere betrübt ist, sodaß er den Charakterzug auf dem Gesicht ändert. Ferner dürfte man zudem über weniges aus den erscheinenden Zügen einen sicheren Schluß ziehen.

Diejenigen aber, welche aus den Tieren die Kunst der Physiognomik entnehmen, treffen die Auswahl der Zeichen nicht richtig; denn man kann nicht, die eigentümliche Form jedes einzelnen Tieres untersuchend, sagen, daß der, welcher diesem Tiere in Beziehung auf den Körper gleich ist, auch in Beziehung auf die Seele gleich sei. Erstens nämlich, um es schlechthin zu sagen,

dürfte niemand einen Menschen finden, welcher einem Tiere wirklich ähnlich wäre, es ist nur eine entfernte (scheinbare) Ähnlichkeit. Ferner haben zudem wenige Tiere eigentümliche Merkmale, viele aber gemeinschaftliche... Wenn also weder durch die Auswahl der gemeinschaftlichen, noch der eigentümlichen Merkmale etwas klar wird, so muß man nicht nach jedem einzelnen Tiere die Untersuchung anstellen, sondern die Auswahl aus allen Menschen treffen, welche denselben Zustand haben."

Die eben angeführte Kritik, bemerkenswert insbesondere, was den Tiervergleich anbetrifft, bildet den Übergang zur eigentlichen Feststellung von vier physiognomischen Methoden, welche der Stagirite im folgenden charakterisiert:

1. Die Beschaffenheit der einzelnen menschlichen Körperteile in Verbindung mit den sie begleitenden inneren Eigenschaften, z. B. Haut- und Gesichtsfarbe, Beschaffenheit der Haare, der Augen, der Stimme und des ganzen Körpers.
2. Wie sich an der äußern Erscheinung des Menschen bestimmte Affekte und Charaktermerkmale zeigen.
3. Der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht.
4. Die Beziehungen der seelischen Eigenschaften untereinander, d. h. wenn man nach äußeren Merkmalen eine bestimmte psychische Eigentümlichkeit erkannt hat, man auf verwandte Eigenschaften mit Sicherheit schließen darf, auch wenn für sie kein äußeres Merkmal vorhanden ist. Man kann z. B. aus Charakter und Kennzeichen eines verdrießlichen und mürrischen Menschen auf den damit verbundenen Neid schließen.

Systematisch wird darauf jeder Körperteil von den Füßen bis zur Stirne untersucht und beurteilt. Dabei spielt nun allerdings die Analogie mit Tieren eine große Rolle; es ist aber ziemlich unwahrscheinlich, daß diese z. T. ganz absurden, lächerlichen Vergleiche alle von Aristoteles stammen. Wertvoll sind darin hingegen seine vielen Hinweise auf die Abhängigkeit der Merkmale von bestimmten Affekten, z. B. Furcht oder Zorn. Ich möchte von dem reichhaltigen Inhalt dieser Kapitel nur einige charakteristische Sätze herausgreifen: „Diejenigen, welche einen be-

trächtlich großen und starken Rücken haben, sind von starkem Charakter", ebenso soll es sich mit den Füßen, Schenkeln, Nacken und Schultern verhalten. — „Wer einen dicken Hals hat, besitzt einen starken Charakter, dies wird auf das Männliche zurückgeführt." Ferner: „Diejenigen, welche ein Gesicht haben, das leicht errötet, sind schamhaft; dies wird auf den Affekt zurückgeführt, indem das Gesicht der Schamhaften sich purpurartig rötet." — „Feine Haare sind das Merkmal des Furchtsamen, rauhe Haare des Mutigen." — „Wer starre Haare auf dem Kopfe trägt, ist feig." — „Von den Bewegungen kennzeichnen die Langsamen einen schläfrigen, die Schnellen einen feurigen Geist." „Wer den Körper dreht und windet, ist ein Schmeichler; das wird auf den Affekt zurückgeführt." — „Bei der Stimme bezeichnet die tiefe volltönige den Mutigen, die helle und schwache den Feigen."

In einem weiteren Kapitel bemerkt Aristoteles: „Sicherer aber als die Zeichen an den einzelnen Körperteilen sind die, welche man aus den erscheinenden Charakterzügen entnimmt und aus den Bewegungen und Geberden. Überhaupt ist es nicht vernünftig, sich auf ein Zeichen zu verlassen. Wenn man aber mehrere übereinstimmende, äußere Merkmale in Beziehung auf eine innere Eigenschaft vorfindet, wird man mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß die Zeichen wahr seien." Von den nun folgenden Charakterbeschreibungen greife ich zwei heraus: „Der Sittsame ist in den Bewegungen langsam, er ist gesprächig, die Stimme volltönend und lieblich; das Auge glanzlos, schwarz und weder zu stark offen, noch ganz geschlossen, langsam blitzend; denn die schnellblitzenden Augen bezeichnen teils den Furchtsamen, teils den Verwegenen." — „Der Mißvergnügte hat ein verzogenes Gesicht, ist von schwärzlicher Farbe, mager, um das Gesicht herum gefurcht; das Gesicht ist runzlig, schmal mit schlichtem schwarzem Haar." Weitere Beispiele findet man bei Gratarolus, „Physiognomik", 22. Kapitel.

Einen großen Teil der Schrift widmet Aristoteles der Beurteilung des Unterschiedes zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht: „Das männliche Geschlecht ist größer und stärker als das weibliche, auch die Gliedmaßen des Körpers sind

stärker, dicker, dauerhafter und vollkommener nach allen körperlichen Vorzügen.“ Den Löwen bezeichnet der Stagirite als den Typus echter Männlichkeit, den Panther hingegen als Typus des weiblichen Charakters. „Der Löwe scheint unter allen Tieren in seiner äußeren Gestalt am vollkommensten der männlichen Grundform zu entsprechen.“

Zum Schluß möchte ich noch eine kurze Bemerkung des Aristoteles zu seinem 4. Hauptpunkte anführen: „Es gibt noch eine andere Art, Physiognomik zu treiben; niemand hat sie aber noch versucht. Wenn es z. B. notwendig ist, daß Jähzornige, Mißvergnügte und Niedriggesinnte neidisch sind, so könnten die Physiognomen, auch wenn keine Zeichen des Neidischen da sind, aus jenen früheren Merkmalen schließen, daß der Betreffende neidisch ist; vorzüglich wenn eine solche Betrachtungsweise eine Eigentümlichkeit des Philosophen sein sollte; denn das Notwendigsein finden zu können, wenn etwas ist, setzen wir gerade als der Philosophie eigentümlich.“

Erwähnt sei noch, daß Aristoteles gestützt auf seine Studien seinem Schüler Alexander dem Großen mancherlei Winke in politischer Beziehung gab. So riet er ihm z. B., seine Minister stets erst nach Beurteilung des Gesichtsausdruckes zu wählen.

Unter den Nachfolgern des Aristoteles, die sich mit Physiognomik beschäftigten, sind die Peripatetiker, dann Zenon, Kleanthes u. a. zu nennen. Berühmt sind vor allem Theophrast's „Charaktere“, wozu Oberbreyer treffend bemerkt: „Das Büchlein ist eben bestimmt, dem Menschen einen Spiegel vorzuhalten, aus dem er sein Abbild zurückempfängt, durchaus nicht geschmeichelt, nur mit seinen wahren, wohlgetroffenen Zügen.“

Einer der hervorragendsten Vertreter der Physiognomik ist Polemon zur Zeit Hadrians, welcher im Rufe stand, jedem Menschen in die tiefsten Falten des Herzens blicken zu können. Von weiteren Anhängern des Stagiriten seien noch Adamantin, Melampus und Trogus genannt. Sie alle wandelten mehr oder weniger in den Fußstapfen ihres großen Vorgängers.

Dasselbe ist von Galen zu sagen. Wenn auch schon von alten Philosophen und Medizinern die Bedeutung der Degenerationszeichen erkannt wurde, ist es gerade die Zeit Galens, die

diese Merkmale weitläufig erklärt und ihnen eine ungeheure Bedeutung beimißt; trotzdem diese übertriebene Bewertung der Degenerationszeichen von der Wissenschaft eingeschränkt wurde, spielt sie dennoch in der heutigen Medizin und in der Kriminal-Anthropologie eine große Rolle. Damals wurden aber körperliche Mißbildungen noch als sichere Zeichen geistiger Minderwertigkeit angesehen.

Ziemlich unabhängig von der aristotelischen Schule wurde in Rom die Bedeutung der Physiognomik schon frühzeitig anerkannt, besonders Cicero war ihr eifriger Vorkämpfer. So sagte er z. B. zu Piso: „Deine Augen und dein Gesicht konnten mich nicht täuschen; denn sie sind eine stumme Sprache des Geistes." In seiner Schrift „De legibus" finden wir folgende Stelle: „Die Natur verleiht der menschlichen Art eine passende und geeignete Körpergestalt..., aufrechter Gang ist nur beim Menschen möglich..., daneben hat die Natur die Eigenart des Mundes gebildet, so daß in ihm sich die verborgenen Charaktereigenschaften deutlich abbilden. Auch die Augen reden allzu offen, wie unser Inneres gestaltet ist, und wer die Mienen, die es überhaupt bei keinem Lebewesen außer dem Menschen gibt, ansieht, der kann den Charakter beurteilen."

Außer Cicero sind in der Geschichte der Physiognomik Plinius, Tacitus und Sueton, welche spezifische Züge von Menschen schildern, bekannt geworden. Berühmt ist Seneca's Ausspruch: „An Kleinigkeiten erkennt man oft den Menschen." Ein Eklektiker jener Zeit schrieb: „Am Blick erkennt man den Menschen und am Gesicht sein Gefühlsleben; die Körperhülle, das Lächeln des Mundes und der Gang verraten das Innere".

Daß natürlich eine so populäre Wissenschaft wie die Physiognomik zu vielerlei unsauberen Dingen benutzt wurde, ist selbstverständlich. So wissen wir, daß Polemon schon infolge seines Ansehens seine Gegner durch schlechte physiognomische Beurteilung diskreditierte. In der späteren römischen Kaiserzeit artete dann diese Kunst in Zeichendeuterei und Aberglauben aus.

Im Mittelalter wird die Physiognomik fast ausschließlich von der Kirche gepflegt; denn der volkstümliche Aberglaube und die astrologischen Gesichtsdeutungen verdienen diesen Namen wohl

nicht. Ich möchte hier nur auf zwei Aussprüche von bekannten Kirchenvätern hinweisen.

Ambrosius sagt: „Das Kleid des Geistes erkennt man am Körperausdruck, durch welchen der Mensch sein Herz offenbart."

Von Hieronymus stammt der bekannte Ausspruch: „Der Spiegel des Geistes ist das Gesicht, und die Augen, auch wenn sie schweigen, verraten Herzensgeheimnisse."

Von den späteren Verfechtern der Physiognomik möchte ich vor allem Cassiodorus hervorheben, der dieselbe auch mehr gefühlsmäßig betrieb. Im Gegensatz zu ihm ist die Methode eines Avicenna rein aristotelisch, d. h. für jene Zeit wissenschaftlich zu nennen. Gerade von diesem berühmten arabischen Philosophen und Arzt besitzen wir einen Beweis seiner feinen Beobachtung der Mikrozephalie von Verbrechern: „Ein zu kleiner Kopf von mißgestalteter Bildung zeigt einen Mangel an natürlichen und moralischen Eigenschaften, daher ist ein solcher Mensch ohne Tugend, von Jähzorn erfüllt und zweifelt an allen Dingen."

Im 13. Jahrhundert ragen in der Geschichte der Physiognomik zwei Männer hervor, nämlich die beiden Kirchenfürsten Albertus Magnus und Thomas von Aquin. Der Erstere bekämpfte auf's schärfste die Astrologie mit ihrem verderblichen Einfluß. Er, der hervorragende Kenner des Aristoteles, wollte nur dessen physiognomische Methoden gelten lassen. In seinem großen Werke über die Tiere rechtfertigt Albertus die aristotelischen Lehren. Von Thomas von Aquin seien einige Stellen aus seiner „Summa Theologica" zitiert: „Der sensitive Trieb unterscheidet sich darin vom intellektiven, dem sogenannten Genuß, daß der sensitive Trieb von einem körperlichen Organe abhängig ist. Jeder Akt der Tatkraft aber, der eines körperlichen Organes bedarf, hängt nicht allein vom Können der Seele, sondern auch von der Beschaffenheit des Körperorgans ab, z. B. der Blick von der Sehfähigkeit und daneben von der Beschaffenheit des Auges." — „Quaelibet res perficitur per hoc, quod subditur suo superiori; sicut corpus per hoc quod vivificatur ab anima." Auch begründet Thomas, ähnlich wie Aristoteles, in einem philosophischen System seine Lehren von der Physiognomik durch Ausbildung der Theorie von der vernünftigen Seele als Wesensform

des Körpers. Er sagt, der menschliche Körper besitze höhere Vorzüge und habe, im Gegensatz zum Tier, namentlich im Gesicht den Ausdruck des Geistes, weil er von der vernünftigen Seele belebt sei.

Ein in jener Zeit ebenfalls berühmter Vertreter der Physiognomik ist Abano, dessen „Liber compilationis physiognomicae" allerdings erst im Jahre 1474 in Padua erschien. Darin verbindet er die alten aristotelischen Anschauungen mit eigenen Theorien. Er ist sozusagen ein Spiegel der astrologischen Anschauungen seiner Zeit, weshalb kurz auf ihn eingegangen werden soll. Er schwört auf den Einfluß der Sterne und läßt den Tierkreis durch das Horoskop auf das Schicksal des Menschen bestimmend einwirken. Der Mensch ist gut, schlecht, schön und häßlich, je nach dem Einfluß der Sterne. Wer im Januar geboren ist, wird geliebt, muß aber viel leiden, ist bizarr und wasserscheu. Die im November Geborenen sollen durchweg 75 Jahre alt werden. Die Sternzeichen der Planeten überträgt er auf die Gesichtszüge, jede Runzel auf der Stirn entspricht dem Einfluß eines Planeten. Auf diese Weise versucht er ein gutes oder schlechtes Lebensschicksal vorherzusagen.

Die beiden nächsten Jahrhunderte nach dem Tode Abano's im Jahre 1316 zeigen trotz des großen Interesses an der Physiognomik keine neuen Ideen. Der überragende Einfluß der Astrologie verhindert jedes selbständige Beobachten. So schrieb Michael Savonarolus um 1400 einen „Spiegel der Physiognomik", worin er ähnliche Ideen wie Abano hervorbringt. Zu gleicher Zeit entwickelte der Mailänder Arzt und Philosoph Cardanus in seinem in Basel erschienen Werk „De subtilitate" eine Theorie über Degenerationszeichen, ganz in Abhängigkeit von der Astrologie. Ebenfalls nichts neues brachte Marsilius, ein eifriger Verfechter der Theorien Plato's, in seinem Buche über Physiognomik, worin er die Methode des Tiervergleichs vertritt. Einige treffliche Bemerkungen über das Lachen macht Barthelemi della Rocca Cocles: „Wer bei unbedeutenden Veranlassungen lacht, ist beschränkt, eitel, wankelmütig, leichtgläubig, schwer von Begriff, dienstfertig und offenherzig. Wer nur selten ein kurzes Gelächter ausstößt, ist beständig, beharrlich, klug, treu und arbeit-

sam. Wessen Mund sich schwer zum Lachen verzieht, ist besonnen, scharfsinnig, erfinderisch, geduldig, fleißig und jähzornig. Wer mit spöttischem Munde lacht, ist anmaßend, falsch, hartnäckig, lügnerisch und treulos."

Um 1530 entstanden zwei bemerkenswerte Übersetzungen der aristotelischen Schriften von Lacuna und Wiliccio, die deshalb von Bedeutung sind, weil ihre Kommentare sich ziemlich genau an die Ideen des Aristoteles halten und dadurch die Astrologie in den Hintergrund gedrängt wird.

Zu jener Zeit scheint gerade hier in Basel ein reges Interesse für Physiognomik geherrscht zu haben; denn die physiognomischen Schriften von Polemon und Adamantin erscheinen in einer Basler-Ausgabe von Cornari aus dem Griechischen übersetzt. Bald darauf gab Nifus ebenfalls in Basel eine Abhandlung von Melampus heraus.

Da erschien 1554 in Basel ein kleines Werk, welches der Physiognomik einen neuen Einschlag geben sollte. Es ist dies die Schrift des Gratarolus „De praedictione morum naturarumque hominum, cum ex inspectione partium corporis, tum aliis modis."

Hierin macht der Verfasser den erfolgreichen Versuch, mit der Astrologie zu brechen und die alte klassische Physiognomik mit neueren wissenschaftlichen Gedanken und Beobachtungen zu vereinigen. Das Werk ist äußerst klar, präzis und vor allem enthält es viele, heute noch gültige physiognomische Ideen und Tatsachen. Trotzdem Albrecht Burckhardt in der „Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel" die Bedeutung des Gratarolus durch folgenden Passus herabzumindern sucht: „Außerdem veröffentlichte er eine Menge populäre Abhandlungen medizinisch-naturwissenschaftlichen Inhalts, die zwar meist mehrmals aufgelegt wurden, aber durchaus keinen wissenschaftlichen Wert besitzen", glaube ich dennoch mit dem Folgenden und besonders mit meiner Übersetzung des Werkchens ein Recht zu haben, Gratarolus als Erneuerer der Physiognomik anzusprechen. Diesen Ruhm genoß bisher der Neapolitaner Della Porta, dessen Schriften jedoch erst 40 Jahre nach derjenigen des Gratarolus erschienen. Wenn er bisher trotzdem den Ruf eines Erneuerers auf diesem Gebiet besaß, liegt dies wohl an der weiteren Verbreitung seiner

Schriften und vor allem an der eingehenden Würdigung, die ihm G. Antonini in seinem Buche „I Precursori di Lombroso“ angedeihen ließ.

Indem ich nun die Lebensgeschichte des Gratarolus zu schildern versuche, muß ich bemerken, daß es mir trotz eifriger Bemühungen nicht gelungen ist, die wichtige Monographie über Gratarolus von Giovannibattista Gallizioli, Bergamo, 1788, zu erhalten.

Gulielmus Gratarolus (Guglielmo Grataroli) wurde im Jahre 1516 in Bergamo als Sohn eines Arztes geboren. Er studierte Chemie, Medizin und Philosophie an der oberitalienischen Universität Padua, welche damals in besonderer Blüte stand. Zu seinen hervorragendsten Lehrern gehörten Bernardo Licino, Jacopo Salvetti, Francesco Albani, Lodovico Della Torre. 1537 promovierte dort der 21 jährige Gratarolus und wurde zugleich außerordentlicher Dozent für Avicenna. Nach zwei Jahren ließ er sich in seiner Vaterstadt Bergamo als praktischer Arzt nieder, wo er bald berühmt wurde wegen seiner Wunderkuren. Im Jahre 1549 mußte er vor der Inquisition aus Italien flüchten, weil er Protestant und Anhänger des Paracelsus war. Bettelarm kam er in der Schweiz an, wo er sich zuerst in Rhätien aufgehalten haben soll.

Nun behaupten aber andere Autoren, er habe nur wegen der Unruhen in Italien dieses Land verlassen. Gallizioli schreibt sogar, die Erzählung von seiner Flucht sei unwahr, er sei kein Lutheraner gewesen und habe ohne zwingende Gründe Italien den Rücken gekehrt.

Nachdem Gratarolus sich vorübergehend in Brüssel aufgehalten hatte, kam er 1552 oder 53 nach Basel. Hier ließ er sich als praktischer Arzt nieder und wurde wegen einiger glücklicher Heilungen bekannt. Erst im Jahre 1558 aber wurden seine Versuche, an der Universität Vorlesungen halten zu dürfen, durch Aufnahme in das Consilium von Erfolg gekrönt. Ordentlicher Professor scheint er jedoch nicht gewesen zu sein. Dies soll er zwar sehr eifrig angestrebt haben, weshalb er auch im Jahre 1561 einen Ruf der Universität Marburg annahm, die ihm den eben frei gewordenen Lehrstuhl Cuvoceros anbot. Jedoch

schon 1562 finden wir ihn wieder hier in Basel, angeblich, weil er das rauhe Marburger-Klima nicht ertragen haben soll. Hier führte er ein unruhiges Leben, hielt Vorlesungen und betätigte sich als Arzt und Schriftsteller. Dabei erwarb er sich einen großen Ruf, er wurde in jenen Jahren der Freund von Königen und Fürsten, z. B. von Eduard VI. und Maximilian II. von Böhmen. Neben seiner öffentlichen Betätigung trieb er alchimistische Studien und war heimlich Anhänger des Paracelsus. Das Jahr 1566 brachte ihm eine besondere Würdigung, er wurde Dekan der medizinischen Fakultät. Bald darauf, am 16. April 1568, starb er an einer in Basel ausgebrochenen Epidemie, wahrscheinlich Flecktyphus. Wir finden folgende Inschrift auf seinem Grabstein.

Guglielmo Gratarolo, Bergomensi
Artium ac medicinae doctori medicique filio
in medicorum basiliensium collegium cooptato,
ob religionem exuli conjugi carissimo
Barbara Nicosia f. c.
obiit aetatis suae anno LII Christi MDLVIII
die XVI aprilis.

Gratarolus war ein sehr produktiver Schriftsteller. Ich gebe hier die von Albrecht Burckhardt in der „Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel“ erwähnten Titel seiner Hauptschriftwerke wieder:

1. De Literatorum et eorum, qui magistratibus funguntur, conservanda praeservandaque Valetudine. Basil. 1555.
2. De Regimine iter agentium, vel equitum, vel peditum, vel navi, vel curru seu rheda etc. viatoribus et peregrinatoribus. Basil. 1561.
3. Liber vitae Philosophorum, seu de sanitate tuenda in universum. Argent. 1565.
4. Pestis descriptio, causae, signa et praeservatio. Argent. 1565.
5. Theses de Peste. Argent. 1562.
6. De Thermis Rhaeticis et Vallis Traschurii agri Bergomatis. Brief an Conrad Gesner, ohne Datum. Abgedruckt in dem Sammelwerk von Th. Junta „de Balneis“. Venet. 1553.

7. Verae Alchemiae artisque metallicae citra aenigmata doctrina certusque modus etc. Basil. (Bloß Herausgabe resp. Übersetzung von ca. 20 anderen Autoren.)
8. De Vini natura, artificio et usu, deque re omni potabili etc. Argent. 1565.
9. De Memoria reparanda conservandaque. Basil. 1554.
10. De Praedictione morum naturarumque hominum, cum ex inspectione partium corporis, tum aliis modis. Basil. 1554.
11. Prognostica naturalia de temporum mutatione perpetua. Basil. 1552. (Später noch mehrmals etwas verändert und vergrößert.)
12. Petri Pomponatii Opera (de Fato, de Libero Arbitrio, de Incantationibus etc.) Basil. 1567.

Was diese Schriften insbesondere auszeichnet, ist die klare, präzise Ausdrucksweise, die gegen die Werke anderer Schriftsteller jener Zeit vorteilhaft absticht. Seine Ideen sind zwar manchmal nicht so leicht verständlich, weil auch er unter dem Einfluß von Paracelsus und der Mystik jener Jahrhunderte steht. Fremd sind z. B. unserem heutigen medizinischen Empfinden Worte, wie „complexio", was ich mit Temperament" und „Organisation" oder „Struktur" zu übersetzen versuchte. So spricht er vom Choleriker, welcher eine heiße und trockene „complexio" besitze, der Phlegmatiker eine kalte und feuchte, der Melancholiker eine kalte und trockene und endlich der Sanguiniker eine heiße und feuchte. Wenn man aber von diesen damals allgemein verbreiteten Ansichten absieht, ist man von der Fülle der brauchbaren Ideen überrascht.

Es ist ein besonderes Verdienst des Gratarolus, schon vor Newton das Phänomen Ebbe und Flut richtig erklärt zu haben. Er sagt, der periodische Wechsel des Mondes habe großen Einfluß auf flüsssige Körper, bemerkbar sei dies aber nur bei Ozeanen, nicht bei den kleinen Binnenseen. Diese geniale Erklärung findet sich leider mit vielen Zeitirrtümern gepaart.

Was nun sein Werk über Physiognomik anbetrifft, so sollen nur wenige Sätze herausgegriffen werden; einige davon erlaube ich mir, durch die Urteile kompetenter Persönlichkeiten bestätigen

zu lassen, indem ich deren Ansichten wörtlich zitiere. Dann aber soll das Werk als Ganzes in der Übersetzung dargestellt werden.

In der Einleitung zu seinem Buche, das er Maximilian II. von Böhmen widmet, bemerkt Gratarolus, daß in der göttlichen Weltordnung der Mensch das oberste Glied sei und daß seine Physiognomie eben deshalb von großer Bedeutung sei, weil Gott den Menschen als eine physisch-geistige Einheit geschaffen habe. Wenn auch nur Gott allein in die Herzen zu blicken vermöge, so könne der Physiognom vom Äußeren aufs Innere schließen. Ich gebe hier noch einen Satz aus der Einleitung wieder und zwar im lateinischen Text, um zugleich den Stil des Autors zu charakterisieren: „Proditum est memoria, Pythagoram a principio statim adolescentes prius quam in disciplinam suam admitterentur, *φυσιογνωμονεῖν* consuevisse, hoc est, indolem ex oris, vultus, totiusque corporis serie aque habitu scrutatum, num ad philosophandum apti essent: quod reluctante genio haud feliciter aliquid cedat."

Im ersten Kapitel der „Physiognomik" gibt Gratarolus eine Art Begründung dieser Wissenschaft und zwar in inniger Anlehnung an die Ideen des Aristoteles und der Scholastik. Auch er unterscheidet, wie Aristoteles, zweierlei Merkmale, natürliche und zufällige. In den folgenden Kapiteln geht er zur Beurteilung der einzelnen Körperteile über, zuerst des Kopfes, der am meisten Interessantes biete. Er schildert die geometrisch genau runden oder hammerähnlichen Köpfe als die besten. Diese sollen weder zu groß noch zu klein sein; denn das werde durch Überfluß oder Mangel an Materie bedingt, was beides nicht gut sei. Der zu kleine Schädel sei ein Zeichen von Beschränktheit, Jähzorn, dauernder Wut oder Furcht, eine Beobachtung, die man bei manchen Mikrozephalen bestätigt findet. Der zu große Kopf verrate oft Dummheit, selten sei er ein gutes Zeichen. Ein spitzer Pyramidenschädel, wie der des Tersites, sei ein Kennzeichen der Unwahrhaftigkeit.

Sehr interessant ist seine Bemerkung, daß sich das Gehirn der Form des Schädels anpaßt, daß also ein entstellter Schädel ein ebensolches Gehirn enthält. Dann fährt er weiter: „Der

Schädel aller männlichen Lebewesen faßt ein größeres Gehirn.“ Frauen hätten im Durchschnitt weniger Hirnsubstanz. Allerdings gäbe es auch Ausnahmen.

Bei der Beurteilung der Körperfarbe bemerkt er treffend: „Menschen mit abgehärmtem Antlitz, mit leichter Rötung der Stirn und gesenkten Augen, werden im allgemeinen schüchtern genannt, ähnlich aber sehen auch Leidende aus.“ — „Ein weißer, rosiger Teint offenbart Tapferkeit und Mut. So sind die Nordländer.“ Blasse Hautfarbe ist nach Gratarolus ein Zeichen von Feigheit, aber es kann auch das einer Krankheit sein. Dunkle Haut- und Haarfarbe sind Merkmale für Leidenschaftlichkeit, besonders Zorn und „wenn die Hals- und Schläfenvenen vorstehen, und die Augen blutunterlaufen sind, offenbart dies ein zorniges und wildes Gemüt, manchmal aber auch Krankheit. Wenn sich das Gesicht rötet, dann ist das entweder der Ausdruck von Scham oder Zorn. Man unterscheidet dies dadurch, daß man die Augen und die Lebensgewohnheiten beobachtet.“ Diese Sätze enthalten sicherlich sehr gute Beobachtungen.

Im vierten Kapitel sagt er bei der Beurteilung der Haare, eine kokette Frisur sei ein Zeichen von Sinnlichkeit. Wenn er behauptet: „Aufrechtstehende Kopfhaare zeugen von Furchtsamkeit“, so ist das wieder eine richtige Beobachtung, wozu ich eine Bemerkung Darwins aus seinem Werke „Über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren“ anführen möchte: „Beim Menschen lassen sich einige Formen des Ausdrucks, so das Sträuben des Haares unter dem Einflusse des äußersten Schreckens oder das Entblößen der Zähne unter dem der rasenden Wut, kaum verstehen, ausgenommen unter der Annahme, daß der Mensch früher einmal in einem niedrigeren und tierähnlichen Zustand existiert hat.“ Es ist nach Gratarolus ein Zeichen von Wildheit, wenn das Haar borstig ist und die Ansatzlinie tief in die Stirn hineinragt. Strohblondes Haar sei das Merkmal einer kalten Natur, dagegen kennzeichne „brandrotes Haar den launischen, kopflosen, cholerischen, jähzornigen, vernunftlos Rasenden.“ Auch dies dürfte im allgemeinen zutreffend sein. Dann behauptet unser Autor, dichte Brust- und Nackenbehaarung sei ein Zeichen von tapferer Männlichkeit, vergleichbar dem Löwen.

Hier möchte ich zwei modernere Urteile anführen über die Analogien mit dem Tierreich, welche bei Gratarolus ziemlich häufig sind. Der Philosoph Nicolaus Kaufmann schreibt in seiner Abhandlung über die „Physiognomik des Aristoteles“: „Aber andererseits ist hervorzuheben, daß der Grundgedanke all' dieser Analogien volle wissenschaftliche Berechtigung hat, nämlich die seine teleologische Naturphilosophie ergänzende Natursymbolik, wie wir sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern finden. Wenn man z. B. den Löwen als Sinnbild des männlichen Charakters, des Mutes, der Tapferkeit hinstellt, sagen wir denn nicht auch in der Gegenwart: der und der hat gekämpft wie ein Löwe, er ist ein wahrer Löwe an Mut und Kraft? Das Löwendenkmal in Luzern, die großartige Schöpfung des genialen Thorwaldsen, errichtet zum Andenken an die den 10. August 1792 in Paris gefallenen, durch Treue und Tapferkeit sich auszeichnenden Schweizer, ist ein bleibendes Monument dieser tiefsinnigen Natursymbolik. — Wie hat z. B. die christliche Kunst in den Katakomben, ferner die Plastik in den herrlichen romanischen und gotischen Domen des Mittelalters die Symbolik aus dem Pflanzen- und Tierreich zur Geltung gebracht, diese Symbolik, welche entsprechend den in der hl. Schrift gegebenen Vorbildern auch in der kirchlichen Kunst der Gegenwart so sehr angewendet wird!“ Und Schiller sagt in seiner Schrift „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“: „Je mehr sich der Geist vom Ebenbild der Gottheit entfernt, desto näher scheint auch die äußere Bildung dem Viehe zu kommen und immer demjenigen am nächsten, das diesen Haupthang mit ihm gemein hat...“

Im 6. Kapitel, worin Gratarolus die Stirne beurteilt, schreibt er: „Eine Stirn mit senkrechten Furchen, vor allem an der Nasenwurzel, kennzeichnet melancholische Gedanken.“ Denselben Punkt behandelt Piderit in „Mimik und Physiognomik“ folgendermaßen: „Wenn sich in einem Gesichte die senkrechten Stirnfalten ausgeprägt haben, so lassen sie erkennen, daß der Mensch häufig und andauernd verstimmt gewesen ist... und man findet deshalb die senkrechten Stirnfalten:

A) Bei Menschen, welche von Widerwärtigkeiten und Unglück heimgesucht worden sind oder an schmerzhaften Krankheiten leiden.

B) Bei leicht verstimmten, verdrießlichen, zornmütigen Menschen.
C) Bei eifrigen Denkern, bei Menschen, deren Gedankentätigkeit eine angestrengte, aber unbefriedigte zu sein pflegt u. s. w.“

Piderit führt als Beispiele mehrere Bilder großer Männer an, so den Philosophen Locke, Beethoven, Richelieu und Napoleon I. u. a.

Darwin hat in seinem oben erwähnten Werke folgende Beobachtung geschildert: „Bei Wilden oder anderen Menschen, deren Kopf unbedeckt getragen wird, werden die Augenbrauen beständig gesenkt und zusammengezogen, um als Schirm gegen das zu starke Licht zu dienen.“ Dieselbe Beobachtung hat schon Gratarolus gemacht und erwähnt sie im 8. Kapitel seiner „Physiognomik.“

Seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt Gratarolus dem Auge und er widmet ihm das größte Kapitel. Daraus zitiere ich nur folgende Sätze: „In den Augen lassen sich seelische Leidenschaften, wie Betrübnis, Freude, Liebe, Haß u. s. w. am ehesten erkennen... Vorstehende Augen weisen auf Torheit, tiefliegende dagegen auf verbrecherische Geriebenheit... oder auf einen mißtrauischen, bösartigen und zornigen Menschen. — Augen, die sich unstet bewegen, d. h. bald hastig umherblicken, bald stillstehen, weisen auf schändlichen, frevelhaften Sinn: das sind ganz schlechte Charaktere.“

Ferner behauptet Gratarolus: „Ein fixer Blick kommt vom zu angestrengten und starren Denken und oft von einer Neigung, andere zu betrügen.“ Zum gleichen Resultat gelangt Piderit im oben erwähnten Buche: „Je mehr die Aufmerksamkeit durch Gegenstände oder Vorstellungen gefesselt wird, desto gespannter sind die Augapfelmuskeln, desto beobachtender, desto fixierender, desto fester wird der Blick.“ Gratarolus erwähnt in seinem Kapitel über das Auge weiter: „Kleine Augen bedeuten Bosheit, Torheit und Kleinmut.“ — „Kuhaugen deuten auf plumpen Intellekt.“

Unser Autor hat die Beobachtung gemacht, daß es verschiedene Ursachen der Augenrötung gibt. Ich stelle hier die verschiedenen Sätze aus dem 9. Kapitel zusammen: „Wir konnten auch feststellen, daß sich eine sehr starke Zornesanlage dadurch anzeigt, daß die Gefäße im Weiß des Auges sich füllen und röten.“

— „Stark hervorstehende, hochrote, kleine Augen weisen auf ungezügelte Gesinnung und Zunge, sowie unbeständigen Sinn.“ — „Gierige, gerötete Augen bekunden Lüsternheit und Gefräßigkeit.“ — „Überrote Augen und Wangen kennzeichnen Säufer und Weintrinker.“ Über den letzten Punkt äußert sich Piderit im erwähnten Buche: „Wird bei einem Menschen der aufregende Genuß der Spirituosen zur Gewohnheit, so erweitern sich allmählich durch den häufig wiederkehrenden Blutandrang die Gefäße des Auges. Die weiße Haut bekommt alsdann eine trübe, schmutzige Färbung und ist von zahlreichen, strotzenden Blutgefäßen durchzogen. Alte Säufer erkennt man deshalb nicht nur an ihren roten Nasen, sondern auch an ihren roten Augen.“

Weiterhin behauptet Gratarolus: „Große, sehr glanzhelle Augen bedeuten Gerechtigkeit, Gelehrigkeit, Vorsicht, Ermahnung; so waren diejenigen von Sokrates. — Feuchte, helleuchtende Augen von mittlerer Größe deuten auf einen großzügigen Menschen, der Gewaltiges ersinnt und durchführt, manchmal auch auf Zorn, Trunksucht, Raub und außerordentliche Habgier; solche Augen hatte Alexander.“ Bei Piderit findet man diese Ansicht bestätigt: „Solche feuchtglänzende Augen sieht man dehalb vorzugsweise bei rührseligen, enthusiastischen Menschen, überhaupt aber bei allen leicht erregbaren, leidenschaftlichen Naturen.“ — „Die Leichtigkeit, mit welcher Geisteszustände auf den Glanz der Augen einwirken, ist der Grund, daß lebhafte und geistreiche Menschen sich durch den lebhaften Glanz ihrer Augen auszeichnen, und daß sie diesen oft noch im hohen Alter und selbst nach schwerem Siechtum bewahren“. Als Beispiele führt er an: Luther, Friedrich den Großen, Goethe, Napoleon I.

Ferner urteilt Gratarolus: „Hohle, grinsende Augen sind sicher der Hinterhältigkeit entsprungen.“ — „Die Besitzer triefender Augen lieben den Wein..., wer herausstehende Triefaugen hat, der liebt den Schlaf.“ — „Schielende Augen bei akutem Fieber sind Todeszeichen“, eine gute Beobachtung eines Zeichens von Meningitis, die wohl in jener Zeit absolut tödlich war.

In den nun folgenden Kapiteln werden Gesicht, Nase, Ohren, Wangen, Kiefer, Mund, Kinn, dann Lippen, Zähne, Zunge und Stimme eingehend beurteilt. Nur einige bemerkenswerte Sätze

möchte ich daraus hervorheben: „Wer ein von Natur rotes Gesicht besitzt, ist bescheiden und fröhlich; wer blaß ist, hat eine furchtsame Natur.“ — „Das sehr fleischige Gesicht deutet auf Faulheit und große Begehrlichkeit.“ Ein dickes, rohes Gesicht mit großen Kinnbacken bedeute eine grobe und rohe Natur. Die Nase, so behauptet unser Autor, mache ein Gesicht vor allem schön oder häßlich, die Adlernase sei ein Zeichen von Großmut, aber auch zugleich von Grausamkeit und Raubgier. Offene Nasenlöcher sollen Munterkeit und Tapferkeit kennzeichnen, „geöffnete Nasen deuten auf Zorn, je mehr sie offen sind, umso größer ist derselbe.“ Übrigens bestätigt auch Piderit dies, indem er schreibt, gespannte Nasenflügel seien ein Merkmal von Zorn, Wut und Entsetzen.

„Überrote Wangen kennzeichnen Säufer“, fährt Gratarolus fernerhin fort. Ein männliches Kinn sollte viereckig, ein weibliches rund sein. Frauen, die Haare am Kinn trügen, seien sehr sinnlich. Als die normale Lippenfarbe bezeichnet er hochrot, bleifarbene Lippen sollen Krankheit bedeuten. Diese Beobachtung ist medizinisch bemerkenswert, ebenso die folgende, die sich wohl auf rachitische Zähne bezieht: „Schwache, dünne und kleine Zähne zeigen, daß der ganze Körper kränklich ist.“

Über die Zunge sagt Gratarolus u. a.: „Eine Zunge, die bei rascher Bewegung anstößt und infolge des Verschluckens von Worten Wiederholungen bedingt, kennzeichne den törichten, ungestümen Menschen. Im 18. Kapitel, das der Beurteilung der Stimme gewidmet ist, bemerkt Gratarolus, eine schwere, volltönende Stimme verrate den starken Mann, die süße Stimme den neidischen und mißtrauischen Menschen, Gestikulationen sollen den Schwätzer oder Betrüger kennzeichnen. Vollendeten Intellekt besitze derjenige, der alle Handbewegungen unterläßt.

Im 19. Kapitel geht Gratarolus auf die Charakterisierung einzelner Volksstämme ein. Dies tut er in inniger Anlehnung an Aristoteles, der ja dies als eine Methode zum Studium der Physiognomik empfahl. Was diese einzelnen Merkmale der verschiedenen Völker und Rassen anbetrifft, wissen wir, daß sie in allen Zeiten eine große Rolle gespielt haben, daß sie jetzt vielleicht durch die Vermischung aller Rassen nicht mehr so stark in den Vordergrund treten, wenn auch der heutige Nationalismus sie

wieder unterstreicht. Im nämlichen Kapitel bestätigt Gratarolus auch die Theorie des Hippokrates vom großen Einfluß von Klima und Bodenbeschaffenheit auf den Menschen. Diese Theorie besaß durch alle Zeiten hindurch eine große Bedeutung. Sie beschäftigte auch Schiller in seiner geistreichen Arbeit „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", worin er bemerkt: „Die Bewohner düsterer Gegenden trauern mit der sie umgebenden Natur; der Mensch verwildert in wilden, stürmischen Zonen, lacht in freundlichen Lüften und fühlt Sympathie in gereinigten Atmosphären... als unser Deutschland noch waldig, rauh und sumpfig war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlug. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche seiner Gesittung an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters sei; aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrücksicht darauf genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern."

In neuerer Zeit hat Virchow festgestellt, daß sich ein Volk in seinem ganzen äußeren Typus, wie z. B. in der Schädelbildung, umänderte d. h. degenerierte, nachdem es in ungünstigere klimatische Verhältnisse ausgewandert war. Andererseits wird die Theorie des Hippokrates bestätigt durch die Ergebnisse moderner Forschungen, welche z. B. gerade in der Schweiz von „Kropfgegenden" spricht; ebenso scheint es sich mit dem Krebs zu verhalten.

Gratarolus vertritt sicher eine richtige Ansicht, wenn er behauptet, daß im allgemeinen Bewohner der Ebene verweichlichter und weniger robust sind, sowie mildere Sitten haben als Bergbewohner. Leider aber bringt er in diesen letzten Kapiteln viele Dinge unter, die er ohne Kritik aufzählt. So beschreibt er auch kurz den Einfluß von Planeten und Fixsternen auf den Charakter der verschiedenen Völker. Diese Abschnitte sind unübersichtlicher und weniger wertvoll für die Physiognomik.

Erwähnenswert sind dagegen folgende Beobachtungen, die an Kretschmer's Schilderung vom athletischen Typus in seinem Werke „Körperbau und Charakter" erinnern. Gratarolus bezeichnet einen Menschen mit großem, breitem Nacken, ebensolchen Schultern,

mit starkem Rücken und hartknochigem Gesäß, mit bis zu den Knien reichenden, langen Armen und festen Beinen als einen arbeitsamen, tüchtigen und rechtschaffenen, jedoch etwas beschränkten Charakter. Wenn er weiterhin behauptet, daß sehr kurze, plumpe Finger, Merkmale für Schwachsinn und läppischen, zurückgebliebenen Geist seien, hat er wahrscheinlich Merkmale des Kretinismus im Auge.

Über die Atmung macht er folgende, medizinisch richtige Bemerkung: „Wenn die Atmung gleichsam mit Zwischenräumen geräuschlos verläuft, zeigt dies die beste Gesundheit des Menschen an.“ Es sei eben eine Grundregel für alle Merkmale in der Physiognomik, daß Übermaß oder ein Zuwenig ein schlechtes, das Durchschnittsmaß jedoch ein gutes Zeichen ist.

Einen großen Raum beanspruchen die Zitate von Aristoteles, Cardanus, Galen u. a. in diesen Kapiteln. Gegen Ende des letzten Abschnittes, worin allerlei allgemeine Körpermerkmale erwähnt werden, sagt Gratarolus, man dürfe sich bei der Beurteilung von Körpermerkmalen nicht überstürzen, d. h. man solle nicht nach einem Kennzeichen allein sein Urteil fällen, sondern alle Einzelheiten zusammen auf sich wirken lassen. Ausnahmsweise könne einmal ein einziges Merkmal zu einem Schluß berechtigen, wenn man nichts Gegensätzliches finde, was diesem ähnlich sähe.

Nach dieser kurzen Skizzierung lasse ich jetzt meine Übersetzung der Schrift „De Praedictione morum naturarumque hominum, cum ex inspectione partium corporis, tum aliis modis“ folgen.

Die Physiognomik.

Die Bestimmung von Charakter und Eigenart des Menschen auf Grund der Beobachtung von Gesichts- und Körperformen sowie anderer Methoden.

Werkchen in 23 Kapiteln, von dem Arzte
Gulielmus Gratarolus aus Bergamo.
Erschienen in Basel bei Nikolaus Episcopius jun. 1554.

I. Kapitel. Die Physiognomik im allgemeinen.

Es ist eine Eigenart aller Lebewesen, einem natürlichen Triebe folgend, zu handeln oder zu leiden. Beim Tier nennt man dies Instinkt, beim Menschen hingegen geistige Neigung, z. B. beim Choleriker Neigung zu Zorn, beim Melancholiker zu Furcht, beim Sanguiniker zu Frohsinn, beim Phlegmatiker zu Trägheit. Diese Triebe können wir auch Keime (semina) der menschlichen Charaktereigenschaften und der Affekte nennen. Sie können mit dem gewöhnlichen Verstande erfaßt werden. Beim Tier stellen sie Charakter und Affekte selbst dar, da es nur von den Sinnen und vom Instinkt geleitet wird. Daraus folgt, daß die Physiognomik eine echte Wissenschaft ist, weil wir durch sie die natürlichen Anlagen von Charakter und Affekten bestimmen können. Sobald wir aber die tatsächlichen, augenblicklichen Affekte und Eigenschaften angeben wollen, ist sie keine exakte und sichere Wissenschaft mehr. Da aber die Menschen meist den Sinnen und nicht, wie die Weisen, der Vernunft folgen, so ist eben doch die Physiognomik die Wissenschaft, welche auch die augenblicklichen Eigenschaften von Charakter und Affekten bestimmt, wenigstens in den meisten Fällen, da die Mehrzahl der Menschen instinktiv sinnlich und nicht vernünftig lebt. Deshalb sagte Bias Prienaeus, es gäbe mehr Schlechte als Gute, weil eben die Mehrheit von Trieben anstatt von der Vernunft geleitet werde. Oder, wie Aristoteles sagt, in der Regel sündigt man aus verschiedenen Gründen, aber es gibt nur den Weg der Vernunft, an diese Dinge heranzukommen. Man unterscheidet zweierlei Merkmale, das eine, welches von der ursprünglichen Körperbeschaffenheit herrührt und die seelischen Affekte kennzeichnet, wie z. B. Brustbehaarung ein Zeichen von Jähzorn ist, indem sie einem heißblütigen Herzen entspringt, das andere, wie z. B. die Neigung des Kopfes nach rechts als Zeichen von wollüstigem Sinn, ist weder durch ein hitziges noch durch ein kaltes Temperament bedingt, sondern eben eine Eigentümlichkeit des Individuums. Die Peripatetiker, wie auch Aristoteles, erklären, daß der Mensch keine Affekte und auch keinen Charakter von Natur im Innern habe, ohne am Körper ein Zeichen zu tragen, welches jene offenbare. Es ist möglich, daß die Seele vom Körper, der ihr den

Intellekt ermöglicht, auch noch zu anderweitigen Tätigkeiten gebraucht wird. Wenn auch die Mienen der Menschen sich nicht wesentlich unterscheiden, so tun sie dies doch oft zufällig. Es genügt aber zur Unterscheidung von Charaktereigenschaften schon diese zufällige Differenz. Wenn einer nun das Wort des Johannes aus dem 7. Kap. einwenden würde: „Ihr sollt nicht urteilen über Gesicht oder Mienen, sondern ein gerechtes Urteil fällen", dem gäbe ich die Antwort, daß dies der Herr zu jenen sagte, die in böse Affekte verstrickt sind und kein Urteil nach kausalen Zusammenhängen fällen, sondern persönlich und befangen aus Haß und Geringschätzung einen Menschen nicht richtig einschätzen. Das sollte man aber vermeiden, vor allen Dingen wenn es sich um die göttliche Lehre handelt. Darüber jedoch muß man sich beim Beobachten des Gesichtes ein Urteil bilden und darf sich nicht täuschen lassen, daß man einen von Natur fröhlichen Menschen, den ein trauriges Schicksal getroffen hat, trotz seiner natürlichen Fröhlichkeit für traurig halten kann. Unsere Wissenschaft unterscheidet zwei Arten von Leidenschaften, natürliche und zufällige (accidentales). Die Letzteren wohnen in der Seele allein und daher bewirken sie am Körper keine Veränderung, sodaß die Wissenschaft dafür keine Merkmale findet. Die natürlichen Leidenschaften hingegen, die uns beherrschen, offenbart irgend eine Veränderung am Körper, wie z. B. Neigung zu Zorn, Furcht usw., was im folgenden auseinandergesetzt werden soll. Es verlangt nämlich die Physiognomik die Kenntnis der Affekte und des Charakters der Seele. Charakter und Affekte aber wohnen im sensitiven Seelenteile, der auch „dianoea" (vom Mond abhängig [1])?) genannt wird, Mensch und Tier gemeinsam.

II. Kapitel. Beurteilung des Schädels nach Größe, Figur und Anlage.

Hippokrates lehrt im 6. Buche seines Epidemion: Da der Schädel unter allen Körperteilen dem Beobachter am meisten ins Auge fällt, kann man gerade von ihm ausgehend am ehesten die Konstitution des ganzen Menschen beurteilen, weil eben das fehlerhaft ist, was daran zu groß oder zu klein ist. Diejenigen, die mit einem solchen Fehler behaftet sind, scheinen besonders in den intellektuellen Fähigkeiten geschädigt und gehemmt. Ein zu kleiner Schädel ist immer fehlerhaft, ein zu großer bald gut bald schlecht. Der beste Schädel ist genau rund und an den Schläfen gleichmäßig eingedrückt, gerade so, wie wenn eine Kugel aus Wachs von beiden Seiten zusammengedrückt wird. Denn rund in geometrischer Form vermag inhaltlich am meisten zu

---

[1]) dianoea kann auf zwei Arten übersetzt werden: 1. als das griechische *διανοῖα*. 2. dianoea = dianaea, von Diana, der Jagd- und Mondgöttin, die im späteren Mittelalter als Symbol des Mondes gilt. Diese zweite Version wurde mir von dem Altphilologen Dr. Kordeuter bestätigt, ebenso fand ich eine diesbezügl. Andeutung im Wörterbuch. Es entspricht übrigens diese Anschauungsweise des Gratarolus derjenigen des Paracelsus, welcher dieses Seelenglied in Abhängigkeit vom Mond als Planeten bringt.

fassen. Noch besser ist der mäßig große Schädel, der eine leichte, nach vorn und hinten etwas herausstehende Rundung hat und an den Schläfen leicht eingedrückt ist. Der zu kleine Schädel wird durch Mangel an Materie, der übergroße durch Überfluß an Materie d. h. Sperma bedingt. Das Gehirn paßt sich der Gestalt des Schädels an, wenn dieser klein ist, ist auch das Gehirn klein, ebenso umgekehrt. Wenn die Schädelform entstellt ist, leidet auch die Form des Gehirns. Der Schädel aller männlichen Lebewesen faßt ein größeres Gehirn. Männer haben also mehr Hirnsubstanz als Frauen, es kann aber auch einmal das Gegenteil eintreten. Doch sind solche Seltenheiten oder Zufälle kein besonderes Wissensgebiet. Der menschliche Schädel hat gegenüber dem tierischen mehr Verbindungsnähte, und der männliche wieder mehr als der weibliche. Ein gut geformter Schädel hat Hammergestalt, wobei er vorn und hinten etwas vorragt. Die Form der mittleren Schädelhöhle soll leicht eingedrückt sein, dann ist das Denken umso edler. Wenn aber der Schädel vorn zusammengepreßt ist, dann fehlt es am Urteil. Ist er hinten abfallend, dann besteht Gedächtnismangel und eine Schwäche der Bewegungsnerven und infolge davon des ganzen Körpers. Die Stärke des Gehirns bedingt die Stärke des Nackens und der Nerven, ebenso die Mannigfaltigkeit der Knochen-, Brust- und Bauchhöhle. Ein Schädel, der nicht über normal berechnete Maße hinausgeht, erhöht die Gefühle und die Tapferkeit und offenbart die Erhabenheit des Individuums. Ein zu kleiner, unregelmäßiger Schädel tut Widerspruchsgeist kund. Ist aber der Schädel groß, so ist es auch das Gehirn, und da das Gehirn der Ursprung aller Gefühle ist, so muß in einem großen Schädel auch Gefühlsreichtum enthalten sein. Ebenso verhält es sich im entgegengesetzten Falle.

Wer also einen großen, gut geformten Schädel besitzt, verrät damit Schönheit und gute Bildung dieses Organs. Ein großer Schädel mit unregelmäßigen Formen, zartem Nervensystem, mit beweglichem, feinem Hals und zartem Knochenbau, ist ein Zeichen von heimtückischer Gesinnung. Ein großer Schädel ohne gute Form kennzeichnet einen dummen, einfältigen und unbelehrbaren Menschen. Ein großer Schädel und ein kleiner Hals sind fehlerhaft; es mangelt nämlich an edler Tugend und die Materie ist unbildsam, daher kommt dann Dummheit und Einfalt.

Ein der Körpergröße, vor allem dem Halse in Stärke und Dicke angepaßter Schädel ist nicht über alles Lob erhaben.

Ein spitzer Schädel von Pyramidengestalt, so daß der untere Teil dick und breit, der obere jedoch kantig und spitz ist, offenbart Unwahrhaftigkeit, Raubgier und Verwegenheit. Das ist bedingt durch die Hitze und Trockenheit des Gehirns. So gestaltete Naturen besitzen meist Janus-Menschen und Kuckucks-Menschen, die man frömmlerisch, bigott und heuchlerisch nennt. Die Griechen heißen Menschen mit spitzen Schädeln „Phoxoi", z. B. Tersites in Ilias II, den Verwerflichsten, welcher gen Troja zog.

Ein großer Schädel mit den übrigen Merkmalen eines Genies ist ein Schatzkästlein von trefflichen Vorzügen. Anders ist es, wenn ein großer Schädel nicht zu den übrigen Gliedern paßt. Ein Schädel von zierlicher Form besitzt

eine gut gestaltete vordere Schädelhöhle mit genügend Feuchtigkeit, weil das Erfassen der Ideen vom Wäßrigen aus geschieht. Das Behalten jedoch geht im trockenen Teile vor sich. Wenn der Schädel in der Gegend der mittleren Schädelhöhle an beiden Seiten eingebuchtet ist, zeigt dies die Gabe des schnellen Erfasssens und Analysierens, weil dort die Gedanken zusammentreffen.

Ein runder Schädel kennzeichnet Beweglichkeit, Unbeständigkeit, Vergeßlichkeit, geringe Verschwiegenheit und wenig Weisheit; denn die Gedanken sind in steter Bewegung. Diese Eigenschaft zeigen vor allem die Gallier, die Vasconen und zum Teil die Teutonen. Wenn aber die Schädelform rund und die mittlere Schädelhöhle geräumig ist, sodaß die dahin strebenden Gedanken zuviel Raum finden, werden sie ungenügend mit einander verbunden und so wird die Wahrnehmung der Außenwelt gelähmt, weil die Gedanken sich in den Gehirnwindungen verstecken. Menschen mit solcher Schädelform versprechen viel, halten aber wenig. Sie sind frech, habgierig, neidisch und denken nur an die Gegenwart. Man darf ihnen nichts anvertrauen, vor allem wenn sie cholerisch oder phlegmatisch sind. Wo sie Herrenrechte haben, sind sie grausame Tyrannen, ja selbst Räuber und Mörder, falls sie nicht fromm und gottesfürchtig sind.

Ein kleiner Schädel ist sicherlich ein schlechtes Zeichen, er erkrankt leicht, enthält zu wenig Gehirn und zu enge Schädelhöhlen, worin die Gedanken eingeengt sind und nicht das Nötige leisten können; denn sie werden niedergehalten und erstickt, sobald sie entflammen. Daher bilden sich keine scharfen Vorstellungen, es entsteht keine Übersicht und kein Gedächtnis. Solche Menschen sind jähzornig, furchtsam und in dauernder Wut. Infolge der Trockenheit des Gehirns und der hohen Temperatur geben sie auch beschränkte Richter und Gebildete, die nie richtige Entscheidungen treffen. Sie untersuchen falsch, sind schmähsüchtige, heuchlerische Schwätzer, welche man wie Feinde meiden muß. Eine Ausnahme bilden jedoch die Heiligen.

Ein dem Organismus schief aufsitzender, unpassender Schädel, macht den Eindruck von Schamlosigkeit und Unzucht. Ein niederer, flacher, von Verschwendung und Leichtsinn, ein vorstehender von Unverstand. Ein vorn eingebuchteter, hohler, starker Schädel kennzeichnet jähzornige, listige Menschen, die flache Höhlung am Hinterhauptsbein ist ein Zeichen von Ängstlichkeit. Wer einen Schädel mit breiter Stirn und riesenhaftem Gesicht besitzt, ist träge, wild, stark und unbelehrbar, ähnlich einem Ochsen. Ein länglicher, hammerähnlich hervorstehender Schädel bedeutet Vor- und Umsicht, wie z. B. die Tuscier sind.

Ein gerader, in der Mitte ziemlich ebener Schädel von mittlerer Größe macht den Eindruck von Genie und Großzügigkeit. Der nach allen Seiten gleichmäßige Schädel zeugt von großem, umsichtigem und edlem Geiste. Ob ein Schädel zu groß oder zu klein ist, kann man aus den Körper-Proportionen ersehen. Ein schmaler Schädel ist keiner Empfindung oder Weisheit fähig, ein hinten eingebuchteter zeigt Listigkeit und Jähzorn seines Besitzers an. Beobachtet man, daß beide Schläfenbeine hohl sind, dann darf man auf einen listigen und trotzig verwegenen Charakter schließen.

III. Kapitel. Beurteilung der Körperfarbe.

Dunkle, hornartig glänzende Hautfarbe an Gliedern sowie auch an Haaren, ist ein Zeichen von Verbrennung. Diese Farbe verrät den verzagten, furchtsamen und schlauen Menschen. Das gilt für Südländer und zwar schon deshalb, weil viele Melancholiker darunter sind, deren Haupteigenschaft Furchtsamkeit ist. Die Ägypter und Äthiopier sind wegen der innerlichen Hitze schlaff und schwächlich.

Gelbe und weiße Hautfarbe sind Zeichen von Wildheit und Jähzorn. Das Mittel zwischen hell und dunkel ist ein Merkmal von Tapferkeit, weil diese zwischen Verwegenheit und Furcht liegt. Eine frische, dunkle bis schwarze Hautfarbe bedeutet Neigung zu Zorn. Rote Körperfarbe und rote Haare kennzeichnen den gefährlichen Menschen mit unbeständigem Charakter. Hochrote Menschen sind schlau wie Füchse. Selten habe ich gefunden, daß schmale, kleine und rote Menschen treu waren, ausgenommen die Frommen. Menschen mit abgehärmtem Antlitz, mit leichter Rötung der Stirn und gesenkten Augen, werden im allgemeinen schüchtern genannt, ähnlich aber sehen auch Leidende aus.

Ein weißer, rosiger Teint, offenbart Tapferkeit und Mut. So sind die Nordländer. Eine auffallend weiße Hautfarbe bedeutet das Gegenteil von Tapferkeit, sie ist ein Zeichen von Feigheit; so sind Phlegmatiker: kalt und daher auch furchtsam. Blasse Haut kennzeichnet den feigen, ängstlichen und zaudernden Charakter, wenn nicht Krankheit oder Studium die Blässe bedingen. Wenn dunklere Farbe mit Blässe gemischt ist, offenbart dies einen gefräßigen Schwätzer mit Jähzornsanfällen und loser Zunge. Eine ähnliche Farbe haben auch Wahnsinnige. Aristoteles sagte zu Alexander: Das bläuliche oder gelbliche Weiß ist das sichere Zeichen eines enttäuschten Menschen. Wenn es zusammentrifft mit außerordentlicher Größe, dann bedeutet es einen an Natur und Seele zerschlagenen Menschen. Fliehe ihn, sagte er, hüte dich vor allen Menschen mit verbildeten oder fehlenden Gliedern wie vor Feinden, weil eben die Entstellten und Fehlerhaften unbedacht sind und alles ohne Überlegung daherplappern.

Menschen mit einfacher Gesichtsröte, kräftigen Lippen und großer Nase sind beherzt, aber auch jähzornig und leidenschaftlich. An der zarten, mäßig roten Farbe erkennt man den belehrenden und flinken Geist. Ein Mensch, dessen Gesicht und Brust von flammender Röte überzogen ist, entbrennt rasch im Zorn und wird rasend und toll. Wenn jemand eine flammende Hautfarbe hat, so hält bei ihm der Zorn lange an, er ist ein unversöhnlicher Ankläger und schwer zu behandeln im Zorne. Solche Leute zeigen in der Wut ihren Charakter.

Loxus behauptet, er habe die Erfahrung gemacht, daß Menschen, deren Nasen und Kinnbacken von Natur gelblich gefärbt sind, zu allen Schandtaten fähig seien, zu Laster, Trunksucht, Grausamkeit und dergl. Wenn die Hals- und Schläfenvenen hervorstehen und die Augen blutrot unterlaufen sind, offenbart dies ein zorniges und wildes Gemüt, manchmal auch Krankheit. Wenn sich das Gesicht rötet, dann ist das entweder der Ausdruck von Scham oder Zorn.

Man unterscheidet dies dadurch, daß man die Augen und die Lebensgewohnheiten beobachtet

IV. Kapitel. Beurteilung der Haare.

Glatte, zarte Haare sind ein Zeichen von Milde, Kälte und Unterwürfigkeit. Die Wärme, die im Menschen nach oben steigt und allenthalben eindringt, durchbricht die Kopfhaut und treibt die Säfte durch die Öffnungen. Die feineren Teile verdunsten, die gröberen aber schlagen sich nieder und gerinnen wegen der äußeren Kälteeinwirkung auf der Haut zum Haare. Die Dicke des Haares richtet sich nach der Weite der Öffnungen, das Längenwachstum nach der Triebkraft. Verzögertes Wachstum bedeutet ein feuchtes aber kein sanguinisches Temperament. Schnelles Wachstum kommt von der Trockenheit des Körpers. Wenn Wärme und Trockenheit sich verbinden, wachsen die Haare noch rascher und werden dicker.

Haarreichtum bedeutet Wärme, dickes Haar sogar Verdampfung im Organismus (Fumositas). Dies kommt mehr in der Jugend als in der Kindheit vor; denn in der Kindheit ist die Materie mehr feurig als feucht. Später beim Jüngling ist dies anders. So folgen sich eben die gegenteiligen Zustände. Dichtes Haar bedeutet eine wachsende Disposition zur Melancholie beim Kinde. Kräuselung an den Extremitäten offenbart Wärme und Trockenheit, wie z. B. beim Löwen. Die Dicke der Haare kommt vom vielen dicken Dunst. Dickes und schwarzes Haar wird auf Einwirkung des Saturn zurückgeführt.

Eine allzusehr gepflegte und überreichlich geschmückte Haartracht, sei dies nun künstlich oder natürlich, kennzeichnet die Venus- oder Sonnenmenschen (der Venus oder dem Sonnengotte dienende Menschen). Wer kokett frisiert ist, wird immer sinnlich sein; denn wie ein Weib, das sich mit männlichem Schmucke, einem Brustharnisch, Drillich und anderen dahin gehörigen Sachen bekleidet, männlichen Charakters ist, so nennen wir umgekehrt die an weibischen Zierereien Gefallen findenden Männer weibisch, mit anderen Worten lüstern und schwächlich.

Aufrecht stehende Kopfhaare und solche, die der Körperbehaarung ähneln, zeugen von Furcht. Steil und dicht stehendes Haar bedeutet Wildheit, spärliches Hinterlist, feines aber Verweichlichung. Kräuselung aufrecht stehender Haare weist auf eine hitzige Organisation hin.

Der griechissche Schriftsteller Polemon behauptet, gekräuselte Kopfhaare (und ich glaube das gilt für alle Gekräuselten, wie z. B. für die Äthiopier) seien gewöhnlich Merkmale verzagter und schlimmer Menschen, geradstehende (was nicht immer zutrifft) Zeichen für alberne Tölpel; das Mittelmaß zwischen beiden aber offenbare die beste Anlage.

Verworrenes, in die Stirn hereinhängendes Haar zeigt einen starken, brutalen Charakter, ähnlich einem wilden Bären. Widerspenstiges Haar ist ein Kennzeichen widerspenstiger und wilder Charaktereigenschaften. Niederliegendes, auf der Mitte der Stirn zurückgeschlagenes und gegen das Gehirn einwärts gebogenes Haar kann als ein Zeichen eines heißblütigen aber nicht gescheiten

Menschen gelten. So sehen die Barbaren aus. Auf beiden Seiten tief in die Stirn herabhängende Haare sind Zeichen einer Roßnatur.

Dünnes und spärliches Haar an den Schläfen tut einen kalten, kraftlosen Menschen kund; denn jene Stelle müßte, wegen der dort vorhandenen großen Arterien eigentlich warm und zur Erzeugung der Haare sehr geeignet sein. Wächst dort das Haar aber nur spärlich und dünn, dann fehlt es eben an Wärme. Man vergleiche die an jener Stelle weniger behaarten Frauen. Spärliches aber steifes Haar an den Schläfen kennzeichnet den ängstlichen und kalten Menschen. Dichtes Haar um Schläfen und Ohren den hitzigen und leidenschaftlichen Menschen.

Sind die Haare an dieser Stelle aber schwarz oder goldgelb, so sind sie Zeichen von Gewalttätigkeit; vergl. den Eber. Wenn sie dort dick und hell sind, offenbaren sie den ungelehrigen und ungezähmten Charakter, der den Friesen eigen ist. Weiches und spärliches, auf beiden Seiten ziemlich dünnes Haar, kennzeichnet ein weibliches, blutarmes, schwaches und träges Geschöpf. Ist es jedoch noch spärlicher, dann läßt dies auf hinterlistige, rohe und gewinnsüchtige Charaktereigenschaften schließen. Vergl. hiermit die Furchtsamkeit der Barbaren und die sprichwörtliche Habsucht der Assyrer. Viele, dicke, herabhängende Haare, begleitet von reichlicher Körperbehaarung, offenbaren schon beim Kinde die spätere Melancholie, d. h. die nahende Manie.

Vermehren sich die Haare im Alter noch, dann bedeutet dies eine zu starke Verbrennung im Innern und dies verursacht Verblödung. Wenn die Ansatzstelle der Haare aus der Stirne zurücktritt, kennzeichnet dies einen hitzigen und wenig intelligenten Menschen. Wem die Ansatzstelle in die Stirn hereinragt, der ist ein beherzter aber halbwilder Mensch. Liegt die Haaransatzstelle hinter dem Vorderkopf und steigt sie gegen den Hals herab, dann ist der Besitzer solcher Haare leichtsinnig und verschlagen und wenn er Gutes tun will, so macht er es töricht und verschwenderisch. Wenn eine solche Ansatzstelle von der Stirn herab weit oben am Halse endigt, dann ist ihr Träger zaghaft, furchtsam, weibisch und jähzornig. Frauen bekommen keine Glatzen weil ihre Natur der kindlichen verwandt ist. Die Kastrierten verhalten sich wie Frauen.

Krauses, wie schrumpfiger Pfeffer anzufühlendes Haar bedeutet Verdauungsschwäche und frühes Altern.

V. Kapitel. Beurteilung der Farbe von Kopf- und Körperbehaarung

Eine solche Beurteilung ist nur in gemäßigten Zonen möglich. Aber es gibt doch Vergleichsfaktoren, indem man die klimatischen Einflüsse berücksichtigt; so z. B. bei den Teutonen und Äthiopieren. Die Äthiopier sind schwarz und ihre Haare äußerst stark gekräuselt, aber deswegen besitzen sie doch keine warme Organisation, sondern Wärme und Kräuselung entspringen der von außen einwirkenden Hitze. Sie sind nämlich eher kalt zu nennen mit einer dunstförmigen Wärmeorganisation. Die Teutonen und Slaven, d. h. die Illyrier, hingegen, sind als Einwohner kälterer Gegenden hell, blond und glatt-

haarig, aber ihre Organisation ist nicht kalt, vielmehr warm, weil die Wärme im Innern abgeschlossen ist wie in einem ewigen Winter.

Weiße Farbe kennzeichnet entweder starke Kälte wie beim Ergrauen oder starke Trockenheit, wie bei frisch getrockneten Kräutern, die aus schwarzer oder grüner Farbe in Weiß übergehen. Das geschieht beim Menschen aber nur gegen Ende austrocknender Krankheiten. Weißes Haar ist stets verbunden mit kalter Organisation. Die hervorstechendsten Haarfarben sind schwarz, rot, blond und grauweiß. Orts- und Luftverhältnisse beeinflussen das Haar. Grauweißes Haar entspringt einem Defekt der natürlichen Wärme oder einem faulen Phlegma, manchmal findet man es auch bei sinnlichen Charakteren.

Schwarzes Haar kommt von einem übermäßig cholerischen Temperament oder von verbranntem Blut. Halbschwarzes, ziemlich dünnes Haar ist ein Kennzeichen eines guten Charakters und trefflicher Anlagen. Tiefschwarze, nicht liegende sondern widerspenstige Haare zeigen innere Wärme an.

Angeboren rotes Haar ist kein Zeichen von Verbrennungswärme, sondern von verminderter Wärme und die Organisation solcher Menschen besitzt weniger Hitze als die von Schwarzhaarigen, wenn auch Rot der Schwärze am nächsten verwandt ist. Brandrotes Haar kennzeichnet den launischen, kopflosen, cholerischen, jähzornigen, vernunftlos Rasenden; die hellrötlichen Menschen sind habgierig.

Kastanienbraune Stellhaare zeichnen den geraden, lieben Menschen aus. Goldblondes Haar wird verursacht durch verminderte Kälte. Goldenes, aus rot und blond gemischtes Haar ist das Zeichen einer guten Organisation. Ziemlich zartes, hellblondes Haar zeigt den Einfluß von Sonne und Merkur. Blonde und mehr noch weiße Haarfarbe bekundet innere Kälte. Langes, blondes Haar offenbart ein sonnenhaftes Wesen, d. h. eine wahrhaft königliche Seele. Strohblondes Haar läßt seinen Besitzer kalt erscheinen und die Wärme wird von der Feuchtigkeit erstickt. Vergl. Kinder. Die nördlichen Völker aber bekommen es vom Klima. Dies muß man sich merken, da man sonst leicht getäuscht wird in der Physiognomik.

Schwarzes, hornartig glänzendes Haar mit gewisser Widerspenstigkeit und mit Wirbeln, kennzeichnet die warme Organisation. Einfach schwarzes aber Furchtsamkeit und Habgier; es sind nämlich Furcht und Habgier oft gepaart. Hornartig glänzende Haare offenbaren den Einfluß des Mars. Nichtsdestoweniger sind die Haare nicht dick, sondern ziemlich fein, wegen der Feinheit der Säfte und werden geschwärzt durch die starke Hitze. Dieser Vorgang ähnelt dem Verbrennen des Brotes über glühenden Kohlen, wobei die Flüssigkeit entweicht.

Sind die Schenkel von ziemlich vielen, dichten Haaren bedeckt, dann rechnet man solche Menschen unter die rohen und wilden Naturen. Wenn am überigen Körper starke Behaarung vorherrscht, so sind Mars und Saturn die Ursache. Solche Menschen werden Wegelagerer, vor allem wenn die Wimpern stark behaart sind. Wenn die Brustbehaarung überwiegt, so kennzeichnet dies

den hitzigen, beherzten Menschen. Wenn der ganze Körper mit widerspenstigen, dichten Haaren bedeckt ist, dann gleicht die Seele mehr der eines Vierfüßlers als der eines Menschen. Wenn der Nacken vom Kopf aus behaart ist, offenbart dies einen tapferen, beherzten Sinn, ähnlich einem Löwen.

VI. Kapitel. Beurteilung der Stirne.

Das Gesicht ist der Teil, der haarlos ist beim Menschen. Die Stirn ist der Teil des Gesichts zwischen Vorderhaupt (sinciput) und Augen. Die Breite der Stirn beginnt an der Nase, wo die Brauen enden und reicht bis zur Kranzvereinigung. Die Länge der Stirn richtet sich nach der Breite des Körpers und danach, wie Haare und Nerven hervortreten. Wenn man an einer runden Stirn irgend eine gleichmäßige Erhöhung sieht, dann muß man eine solche Form bei der Beurteilung vernachlässigen. Menschen mit großer, schlaffer Stirn, vergleicht man mit Ochsen, solche mit kleiner Stirn sind flink. Eine breite Stirn eignet sich zu raschem Denken, eine sehr breite bedeutet aber Dummheit, wenig Verschwiegenheit und Starrsinn. Die breite Stirn erkennt man am nötigen Verhältnis von Größe und Breite des Schädels. Der Besitzer einer runden Stirn, vor allem wenn diese deutlich hervortritt, ist jähzornig und gefühllos; vergl. den Esel. Der Besitzer einer kleinen, engen Stirn ist einfältig, ungelehrig, schmutzig und gefräßig; vergl. das Schwein. Wenn die Stirn länglich ist, zeugt sie von starken Gefühlen und Gelehrsamkeit, verbunden mit Heftigkeit; vergl. den Hund.

Eine viereckige, mäßig große Stirn, zum ganzen Schädel passend, kennzeichnet den tüchtigen, weisen und großzügigen Menschen; vergl. den Löwen. Eine glatte, gleichmäßige, faltenlose Stirn den unbeugsamen, gefühllosen, schmähsüchtigen, beständig zornigen, widerspenstigen und streitsüchtigen Menschen. Wer die mittleren Stirnpartien zugleich mit den Augenbrauen zusammenzieht, strebt nach billigem Gewinn. Wenn die Stirn hervortritt, sind es Schmeichler, eigentlich krankhafte Menschen (passio). Ist die Stirn gleichmäßig vorgewölbt, gleichsam überstreckt, so nennt man dies eine gedrängte (collecta) Stirn, d. h. gespannt und glatt wie bei Hunden und Schmeichlern. Wer eine finstere, verschleierte Stirn besitzt, ist kühn und schrecklich wie ein Stier oder Löwe. Eine höckrige Stirn mit Furchen ist das Zeichen von Verschlagenheit und Treulosigkeit.

Das mittlere Stirnmaß führt zum harmonischen Ausgleich aller Gegensätze und ist daher gut. Wer eine düstere Stirn besitzt ist Ehebrecher und zählt zu den leidenden Menschen (passio). Eine niedere und finstere Stirn ist das Eigentum eines ständig klagenden, vergl. den Pfau. Eine große Stirn hat stets viel dickes Fleisch, umgekehrt ist die kleine Stirn zart. Eine kleine Stirn mit zarter Haut kennzeichnet den feinen, beweglichen Geist; denn der Geist ist als feiner Leib aus den Blutsdämpfen entstanden und er bringt die Seelenkräfte an die Geistesglieder (est spiritus lator virtutum animae in membra spiritualia). Wo daher die Säfte zu dick sind, kann der rechte Geist nicht wohnen. Die allzu gefurchte Stirn ist das Zeichen von Unwahrhaftigkeit;

die Falten entstehen durch allzu große Feuchtigkeit, manchmal jedoch durch Trockenheit, und wenn diese nicht die ganze Stirn ergreift, dann bedeutet dies Jähzorn und Wut; ein solcher Mensch ist dauernd zornig, gehässig und streitsüchtig. Wer eine kurze Stirn, daneben eingedrückte Schläfen und Kinnbacken, jedoch einen weiten Unterkiefer besitzt, neigt zu Geschwülsten (struma). Ist die Stirn glatt und glänzend, dann ist der Mensch schmeichlerisch und listig, wie oben schon erwähnt wurde.

Eine Stirn mit senkrechten Furchen, vor allem an der Nasenwurzel, kennzeichnet melancholische Gedanken. Eine schlaffe, ausgedehnte oder unebene, in der Mitte konkave Stirn mit beim Lächeln glatter Haut, ist ein Merkmal schlauer, habgieriger und fast immer unverständiger Menschen. Eine stark verzerrte Stirn paßt zu einem herzlosen, stupiden Individuum. Wer eine umwölkte, in der Mitte zusammengezogene Stirn besitzt, soll ein zorniges Gemüt haben, wie der Stier oder der Löwe. Eine niedere, traurige Stirn kennzeichnet eine klägliche, jähzornige und traurige Seele. Die hohe, breite und lange Stirn zeigt Gutes an, die niedere Schamlosigkeit. Eine gegen die Schläfen hin wie aufgeblasene, dick fleischige Stirn mit fetten Kinnbacken, kennzeichnet großen Mut, Jähzorn, Dünkel und groben Verstand. Eine krumme, gleichmäßig hohe und runde Stirn ist ein Kennzeichen von Dummheit und Unverschämtheit.

VII. Kapitel. Beurteilung der Augenbrauen.

Die Augenbrauen liegen über einer Knochenfuge, dort durchwachsen sie mehrere Sehnen. Sehr dichte Augenbrauen bedeuten Ungeschicklichkeit im Sprechen; denn sie weisen auf viel verbrannte Materie, ebenso bedeuten sie Schlechtigkeit des Charakters; insbesondere Verbrechertum; denn Intellekt und Verstand sind ausschließlich vom Temperament bedingt, nicht von der Verbrennung der Materie und dem Bestand der Säfte. Durch starke Verbrennung wird immer das Gehirn warm, infolgedessen ist sie auch Ursache eines geschwätzigen und leicht begeisterungsfähigen Menschen. Sind die Augenbrauen durch eine Menge Haare, die sich gegen die Nasenwurzel hin verbinden, dicht besetzt, so deuten sie auf intensive Verbrennung. Ihre Besitzer sind melancholisch, von niederer Natur, gottlos, zuweilen Diebe, schlechthin Betrüger, Mörder und Kuppler und allen Lastern unterworfen. Laufen die Augenbrauen gegen die Schläfen empor, indem sie zugleich gegen die Nasenwurzel abfallen, so deuten sie auf Vorherrschaft des heißen und trockenen Elements: ihre Besitzer sind schlau und verbrecherisch.

Polemon sagt: Stirnhaare, die gegen die Nasenmitte, nicht aber gegen die beiden Außenseiten dicht herabhängen, seien ein Zeugnis von Großmut und gewaltigen geistigen Fähigkeiten. Stünden die Haare aber aufrecht, so bedeute dies Furchtsamkeit und Ränkesucht. Buschige Augenbrauen weisen auf Gedankenreichtum hin, daneben besteht aber Trübsinn, verbunden mit volltönender, aber plumper Sprache; dieses Merkmal findet sich zuweilen bei Straßenräubern, Mördern und Dieben. Reichen die Augenbrauen bis gegen die Nase herunter, steigen sie an der äußeren Schläfenseite auf, so bedeuten sie fehlendes Scham-

gefühl und Stumpfsinn, und zwar wegen Überhitztheit der Materie. Spärliche Augenbrauen von mäßiger Ausdehnung weisen auf normale und gute Beschaffenheit der Säfte hin, ihre Besitzer sind begabt und erforschen mit Eifer geheime Dinge (secreta indagantes). Lange Augenbrauen kennzeichnen freche Schamlosigkeit, lange dichte Augenbrauen einen großen Unternehmungsgeist. Wenn die Augenbrauen sich bis zu den Schläfen ausbreiten, sind sie Merkmale von Lüsternheit, Spottsucht und Heuchelei. Sind an der inneren Nasenseite abfallende, an der äußeren Schläfenseite aufsteigende Augenbrauen gleichsam auseinander gerissen, so kennzeichnen sie neben fehlendem Schamgefühl einen neidischen, dummen, unersättlichen Menschen, ähnlich einem Schwein. Fallen die Augenbrauen in einem Bogen zur Nase ab, so weisen sie auf Großzügigkeit im Schlechten, wenn sie aber zum Tränenbein abbiegen, auf Mutterwitz.

Sind die Augenbrauen wagrecht, geradlinig und reichlich, so bezeichnen sie eine schlechte, faule und weichliche Gesinnung; vergl. das weibl. Geschlecht. Wenn dichte Augenbrauen in der Mitte zusammenlaufen, kennzeichnen sie einen sehr trübsinnigen, keineswegs weisen Menschen. Herabhängende oder in die Augen hereinragende Brauen deuten auf Neid, gekrümmte auf einen kleinlichen und beschränkten Geist. Sind die Augenbrauen so stark gebogen, daß sie sich auf der Nase berühren, so kennzeichnen sie einen gründlichen, geistvollen und fleißigen Menschen. Spärliche, gleichmäßige und große Augenbrauen deuten auf Intellekt. Wenn sich gewölbte Augenbrauen an der Nasenspitze treffen, kennzeichnen sie Gründlichkeit und Fleiß, verlaufen sie dort aber konvex, Trübsinn und wenig Verstand. Geht der Bogen über die Schläfen- und Backenknochen, Fahrlässigkeit und Torheit. Über die Augenbrauen schrieb Michael Scotus eine schlechte Abhandlung, Johannes Picus nennt ihn einen bedeutungslosen, dagegen sehr abergläubischen Schriftsteller.

VIII. Kapitel. Beurteilung der Wimpern und Lider.

Die Lider sind die Schutzdeckel der Augen. Durch die letzten verschlungenen Ausläufer kleiner Venen entstehen sie aus dickem Dunst. Ihre kleine Gestalt ist durch die geringe Materie bedingt. Feinheit der Haare weist hin auf Feinheit der Materie, d. h. der Säfte und auf Vorherrschaft der Galle: solche Menschen sind böse, fehlerhaft und verbrecherisch; das übrige Verhalten der Galle dürfte bekannt sein. Ist die Wimperansatzstelle sehr fleischig, wie bei Geieraugen, so ist Listigkeit und üble Schläue zu vermuten; denn die Natur des Geiers ist listig und räuberisch, es ist eine Adlerart hinsichtlich der Listigkeit, ein cholerisches Tier: hüte dich daher vor Cholerikern, die nicht aus dem heiligen Geist wiedergeboren sind.

Wenn das Tränenbein mäßig entwickelt ist, bedeutet es Listigkeit, wie Avicenna behauptet. Ragt das Oberlid etwas aufgebläht hervor und bedeckt zu wenig das Auge, so bewirkt dies einen stolzen und gleichsam stieren Blick. Hängt das Oberlid aber auf das untere herab, dann offenbart das einen satten und rohen Menschen, ist es vollends noch mit Röte überzogen, so verrät es einen verlebten Säufer. Ich habe dies an mehreren Kneipbesuchern

bestätigt gefunden. Dies ist nämlich durch die Schwäche der Augen und dann auch des Gehirns bedingt, darum fürchten solche Leute den Wein. Wenn das Unterlid leicht hochgezogen ist, sodaß es das Weiße des Auges bedeckt, so weist das auf Austrocknung der Säfte hin, geschieht dies in einem akuten Leiden, dann bedeutet es den nahen Tod.

Wenn die Wimperhaare nach unten innen gebogen oder von Natur aus nach einer Seite gerichtet sind, kennzeichnen sie einen lügnerischen und listigen Menschen. Je größere und dickere Wimpern jemand hat, umso länger sieht er im Alter; denn er bewahrt das Auge vor äußerer Hitze und Kälte. Wenn die Augenwinkel weit sind, weisen sie auf kranke Augen, haben sie einen fleischigen Wulst, so bezeichnen sie Trunksucht, besonders wenn die Augen noch hervorstehen und ihre Häute trocken sind. Überdecken die Oberlider die unteren, so deutet dies auf ein langes Leben. Häufiges Zittern der Augen bedeutet Schüchternheit oder Wahnsinn. Zarte Wimpern sind nicht nur gesundheitlich das Beste, sondern sie deuten auch auf einen Gott nahen Sinn.

IX Kapitel. Beurteilung der Augen.

Die Charakteristik der Augen spielt in den physiognomischen Thesen eine hervorragende Rolle als Beweismittel; denn in den Augen spiegeln sich die seelischen Affekte. Die Beschaffenheit der Augen ist von der Feuchtigkeit abhängig, sie werden von sieben Häuten mit drei Flüssigkeitskammern gebildet.

In den Augen lassen sich seelische Leidenschaften, wie Betrübnis, Freude, Liebe, Haß u. s. w. am ehesten erkennen. Man unterscheidet in der Hauptsache vier Augenfarben: schwarz, grau, bunt und blau. Die runde Gestalt der Augen macht dieselben beweglich, vollkommen und unverwüstlich, da Ecken fehlen. Solche Augen werden „okkult" genannt (occulti). Eckige Augen enthalten oft Flüssigkeit in den Winkeln. Der richtige Stand der Augen ist ein Hinweis auf einen rechtschaffenen Menschen. Große Augen bedeuten Furchtsamkeit und Kleinmut, weil sie von einer großen Menge Gehirnflüssigkeit gebildet werden. In dieser Feuchtigkeit wohnt nämlich die Kälte, die durch die Glieder rinnt und das Blut austrocknet. Wie daher der warme Dunst des Blutes Mut macht, so verursacht Kälte und Feuchtigkeit Furcht. Herausstehende Augen verraten Furcht, vergl. Hasen, Kaninchen und Frösche. Vorstehende Augen weisen auf Torheit, tiefliegende dagegen auf verbrecherische Geriebenheit. Augen, die hinsichtlich des Körpers breit sind, gleichen Schweinsaugen und weisen auf vermehrte Feuchtigkeit im Organismus. Menschen mit herausstehenden Augen sehen wenig, da diese zu weit vom Gehirn, ihrem Ursprung, entfernt sind: solche Leute sind schwatzhaft. In den Kopf tief eingesenkte Augen sehen schärfer. Ein tiefliegendes Auge ist ein Zeichen von schlechtem Charakter.

Beweglichkeit der Augen rührt von der Wärme der Materie her und weist auf Jähzorn, Üppigkeit und Verwegenheit, vergl. Habichte und Falken. Unbeweglichkeit der Augen ist vom kalten Element her bedingt und deutet auf Schüchternheit und Bescheidenheit. Diejenigen, die mit den Augen die

Brauen bewegen, hält Polemon für unbrauchbar und schwachsinnig. Augen, die sich fortwährend öffnen und schließen, kennzeichnen einen Verräter und schlimmen Menschen. Enthalten sie aber viel Flüssigkeit, so darf man ihren Besitzer für einen sorgfältigen und kunstliebenden Menschen halten. Augen, die sich unstet bewegen, d. h. bald hastig umherblicken, bald stillstehen, weisen auf schändlichen, frevelhaften Sinn: das sind ganz schlechte Charaktere. Leute, deren Augen rasch und durchdringend umherblicken, sind räuberisch, treulos und betrügerisch. Mehrere kannte ich von meiner Jugend her, die später wegen Raubmords hingerichtet wurden: sie hatten eine feine aber leider verbrecherische Begabung.

Ein fixer Blick kommt vom zu angestrengten und starren Denken und oft von einer Neigung, andere zu betrügen. Diejenigen, die einen frauenhaften Blick haben, sind üppig und faul; denn diese Eigenschaft rührt von der ähnlichen Struktur her. Wer in die Welt schaut als ob er ein Kind wäre und mit dem ganzen Gesicht und den Augen gleichsam lächelt, ist frohsinnig und langlebig. Menschen mit Augen, die allein lachen oder nur mit einem Anflug von Lächeln auf dem Gesicht, sind Schmeichler, Schlemmer und Verleumder.

Safranfarbige Augen verraten Grausamkeit und Betrug, wie man bei Kupplern und Mördern untersucht hat, die Farbe kommt von der vorherrschenden Galle und der Verbranntheit der Materie. Menschen mit grauen und verschleierten Augen fliehe, so gut es geht. Graue Färbung eines trockenen Auges ist ein Zeichen von Gottlosigkeit. Olivenfarbige Augen bezeugen Tapferkeit, gelbe Augen Tapferkeit und Großmut. Tiefschwarze Flecken sind ein Zeugnis einer bösen und betrügerischen Natur.

Kleine Augen bedeuten Bosheit, Torheit und Kleinmut, vergl. den Affen. Tiefliegende Augen entstehen durch Austrocknung der Muskeln und Bänder, wodurch eine Kontraktion nach innen und ein Austrocknen des Gehirns erfolgt. Geringe Materie der Augen bedeutet die Vorherrschaft von Trockenheit und Melancholie oder verbrannte Trockenheit. Daher sind ihre Besitzer furchtsam und betrügerisch gleich Affen, wie die Erfahrung lehrt. Augen in länglicher Lage weisen auf Neid, Listigkeit und Trugsucht hin. Beim Menschen sind die Augen naturgemäß nach dem Breitenverhältnis des Körpers gerichtet. Augen, die nach dem Längenverhältnis gelagert sind, sind ungeheuer groß, d. h. unnatürlich. Der einzige Mensch dieser Art, den ich in Venetien sah, war böse und grausam. Dies liegt in der verbrannten Wärme begründet, woraus Betrug, Neid und Verbrechen entstehen. Wenn also die Augen nach der Länge des Körpers gerichtet liegen, zeigen sie Listigkeit und Betrug.

Ziegenaugen, d. h. solche, deren Pupille etwas fleckig und trüb ist, weisen auf Torheit und Faulheit. Kuhaugen deuten auf plumpen Intellekt, Dummheit und Blödsinn. Kleine, hervorstehende Augen, wie bei Krebsen, deuten auf Dummheit mit der ihr eigenen Fröhlichkeit. Ein Hervorstehen der Augen läßt zu viele Objekte zugleich wahrnehmen, woraus ungeschicktes Sprechen und Verwirrung der Objekte erfolgt. Nach oben gerichtete Augen,

die, wie beim Ochsen, rot und sehr groß scheinen, weisen auf einen sehr schlechten Menschen, einen Narren, Toren, Schlemmer und Säufer: dies rührt von einer Schwäche des sehr feuchten Gehirns her. Nach oben gerichtete Augen, die zittern und blaß sind, sind Zeichen eines grausamen und unmenschlichen Gemüts und einer neidischen, mordlustigen Natur. Wenn die Augen für gewöhnlich nach oben gerichtet werden, ist der Mensch von Natur lüstern. Vergl. diese Charaktereigenschaft mit einem ähnlichen Verhalten Sterbender, sowie sich beim Coitus Vereinigender, wie Aristoteles sagt. Das Erheben der Augen bedeutet nichts besonderes, es entsteht durch große Erhitzung, deren Zeichen die Rotfärbung ist, welche die Gemütsbewegung kennzeichnet: solches sehen wir bei starken Zornesausbrüchen.

Nach rechts verdrehte Augen sollen nach Polemon Unfähigkeit, nach links verdrehte aber Unzufriedenheit bedeuten. Wenn der Augapfel sich nach unten neigt, deutet dies auf einen weinsüchtigen und nachtwandlerischen Menschen, wendet er sich nach oben, gilt ähnliches. Weite Augen und ein großes Gesicht kennzeichnen bösartige und nichtsnutzige Menschen; denn Trockenheit und Wärme verursachen dies. Eine erhitzte Seele ist aber in den meisten Fällen bösartig. Eselsäugige Menschen sind unverständig und starrsinnig; sie sind nämlich von trockenem und kaltem Temperament. Im Kopf, d. h. in der Höhle verborgen liegende Augen sehen schärfer, sie weisen auf einen mißtrauischen, bösartigen Menschen von sehr häßlicher Zornesanlage und perversem Charakter. Er verfügt aber über ein gutes Gedächtnis, besonders hinsichtlich Beleidigungen, ist verwegen, trügerisch, lügnerisch, lasterhaft, üppig u. s. w. Augen, die sich einförmig im Kreise drehen, deuten auf üblen Charakter, verbrecherische und frevlerische Menschen, Giftmischer und Schänder der eigenen Familie sowie Onanisten. Dieser Art waren Thyaestes, Thereus und Medea, deren Kinder durch Elternhand zerfleischt wurden. Wenn die Augen in ihrer Drehung aber bald die Richtung ändern, bald stillstehen, werden von solchen Menschen zwar keine derartigen Verbrechen begangen, aber in Gesinnung und Denken erwogen.

Die Augen haben sehr verschiedene Farben, weil sie durchschimmernd und von spärlicher Substanz sind. Dies rührt von den wässrigen Säften her, woraus die Augen bestehen. Darum können erscheinende Krankheiten ihre Beschaffenheit durch das Auge kund tun. Wenn eine Frau in der Monatsperiode das Speculum befleckt, die Kinder in der Wiege beschmutzt, schadet sie bisweilen ihren eigenen gesunden Augen. Viele Flecken in der Pupille kennzeichnen einen schlechten Menschen, umsomehr, wenn die Flecken bunt sind.

Die Buntheit der Augen wird nur durch die Wärme der Materie verursacht, welche Dünste gegen das Auge auftreibt, und je größer die Buntheit umso größer die Hitze. Je bunter die Flecken sind, umso größer ist die Verbrennung des dorthin getriebenen Geistes. Daher kommt die Verschiedenheit der Charaktere und die Mannigfaltigkeit der Fehler. Große Buntheit erschwert ein gutes Urteil. Wesen mit leuchtenden Augen sind lüstern vergl. Hahn und Rabe. Glutfarbige Augen beweisen große Schlechtigkeit und Wider-

spenstigkeit; durch Feuerfarbe wird nämlich die gereizte Galle angezeigt. Ein Mensch mit einer Augenfarbe zwischen himmelblau und schwärzlich besitzt einen durchdringenden Intellekt, Treue und Sorgfalt. Avicenna nennt solche Augen Antimon-ähnlich. Almansor lobt die halb schwarzen, halb bunten Augen, wenn sie nicht strahlenförmig sind und keine Röte oder Citronenfarbe besitzen. Solche Augen verweisen auf Verschwiegenheit und Geist; denn sie sind frei von Galle und Melancholie.

Himmelblaue, schwarze oder rötlichgelbe (charopus) Augenfarbe, die fleckenlos ist, wird von feuchten, von jeder Verbrennung verschonten Säften verursacht. Darum ist ein solcher Geist der Natur ähnlich, großer Verstand und spekulativer Geist sind die Folge. Rötlichgelb (charopus) kann man lateinisch mit fulvus wiedergeben, z. B. sind Gold und Löwenhaare rötlichgelb, daneben gelb oder goldgelb (flavus luteusve). Verschiedenfarbigkeit bedingt sichtliche Klarheit des Geistes. Solche Menschen sind zu einem glücklichen Dasein berufen und obliegen mit Eifer wissenschaftlichen Forschungen. Schlechte Augen haben weiße, schwarze, rötliche oder sonstwelche Flecken, ein solcher Mensch ist schlechter und verworfener als irgend einer. Ich nehme aber solche aus, die durch einen Erguß erkrankt sind; unter ihnen kenne ich nämlich sehr rechtschaffene und fromme Leute. Wenn große, bläuliche Augen ganz staubfeine, brombeerfarbige Tüpflein haben — die Farbe wird cyaneus genannt und ähnelt einem verdorbenen Schwarz — und sich regelmäßig im Kreise drehen, weisen sie zwar auf einen gestörten fehlerhaften, aber mutigen und geistvollen Menschen.

Bei der Beurteilung der Augenfarbe gebe man besonders acht auf die schwarze Farbe, denn diese gibt den Aufschluß. Menschen, bei denen sich das Schwarz in den Augen rötet, sind von Zorn so hingerissen, daß sie erstarren oder außer sich geraten. Wir konnten auch feststellen, daß sich eine sehr starke Zornesanlage dadurch anzeigt, daß die Venen im Weiß des Auges sich füllen und röten.

Ist die eine Pupille größer als die andere, so deutet dies auf Schlechtigkeit. Sind in den Augen rötliche Flecken, die ins Schwarze spielen, sodaß sie dem Beobachter sich zu schwärzen scheinen, dann sind sie Anzeichen für großmütige, gerechte, edle und geistvolle Gesinnung. Augen, die von innen heraus wie schimmernde Tropfen glänzen, bedeuten herrliche, vielseitige und anmutige Menschen. Wenn sich in den Augen hochrote, nicht runde, sondern eckige Pünktchen befinden, so daß sie von innen und unten wie Feuer flackern, und hinter diesen blassere und grau scheinende, deren die Pupille begrenzende Ränder blutunterlaufen sind, wenn ferner bei großen Augen sich Brauen und Pupillen bewegen, deuten sie auf eine undenkbar scheußliche Gesinnung, einen Mörder an seinem eigenen Blute, auf einen Menschen, der alles Schändliche vollbringt durch List und Trug; so waren die Augen des Tyrannen Ezelin. Je rötlicher und kleiner diese Pünktchen sind, umso größere Wutanfälle, Verbrechen und Untaten bezeugen sie. Größere und dunklere ver-

mindern zwar diese Schändlichkeiten, heben sie aber nicht ganz auf. Dies erhellt ein Vergleich mit Schlangen. Schwarze oder blutfarbige Punkte in schwarzen oder dunklen Pupillen deuten auf Bösewichte oder Giftmischer. Blasse Punkte auf List, Trug und finstere Bosheiten. Je frischer die Farben, umso wirksamer sind sie. Augen mit weißen, schwarzen oder blutroten Flecken an irgend einer Stelle deuten auf schlechte Menschen, verworfene und gottlose Verräter, wenn nicht ein Erguß eingetreten ist. Sind die Augen regenbogenfarbig und trocken, so bedeuten sie Wahnsinn; sind sie aber feucht, so bezeichnen sie Hoheit und Weisheit, jedoch mit Jähzorn und schändlicher Fleischeslust gepaart. Leuchtende und wässrig feuchte Augen kennzeichnen einen Menschen von gutem Charakter. Ist die Pupille schwarz und von der oben beschriebenen Citronenfarbe umsäumt oder erscheint sie vergoldet, wie die Mediziner sagen, so tritt dadurch das Abfließen des Blutstromes nach dem unteren Menschen in Erscheinung.

Große Augen und lange Augenbrauen sind Zeichen eines kurzen Lebens, wie oft beobachtet wurde. Längliche Augen mit langen Augenbrauen zeugen von einem gelehrten aber kurzlebigen Menschen. Wer eine leuchtende, leicht schwärzliche Augenfarbe besitzt, wird ein großer und gelehrter Mann. Kleine runde Augen weisen auf Neigung zum Schlechten, besonders wenn daneben das Gesicht bleich ist. Sehr bewegliche, kleine, zwinkernde Augen deuten auf große Schlechtigkeit wegen der Wärme der Materie. Bewegliche, scharfe Augen kennzeichnen Diebe, vergl. Habichte. Venöse und trockene Augen deuten auf gegenwärtigen oder zukünftigen Wahnsinn. Umwölkte Augen verraten Menschen, die sich mit schlechten Künsten abgeben, sowie treulos und ungemäßigt sind. Augen, die dem eben Gesagten widersprechen, sind gut; wenn sie nämlich sehr hell und mit keinen schlimmen Zeichen behaftet sind, wie nach Angabe von Polemon die Augen des Kaisers Hadrian waren. Helle, gewaltig funkelnde und grau oder blutrot durchschimmernde Augen weisen auf Verwegenheit und Wahnsinn hin, zeigen sie aber ein normales Verhalten, so bedeuten sie einen gesunden Geisteszustand.

Zu loben ist ein Mittel zwischen Schwarz und Bunt, ebenso zwischen den anderen genannten Arten, wenn nur das Auge nicht strahlenförmig, citronen- oder brombeerfarbig ist. Mit Blut befleckte Augen deuten auf Menschen, die sich nicht beraten lassen, ihre Pläne aber mit Schnelligkeit durchsetzen. Große, sehr glanzhelle Augen bedeuten Gerechtigkeit, Gelehrigkeit, Vorsicht, Ermahnung; so waren diejenigen von Sokrates. Stark hervorstehende, hochrote, kleine Augen, weisen auf ungezügelte Gesinnung und Zunge, sowie unbeständigen Sinn. Hervorstehende, leuchtende und zitternde Augen, die die Griechen Pantominen nannten, bezeugen Gemeinheit, List und Trug. Ein zitterndes Auge kennzeichnet Leichtsinn d. h. Unbeständigkeit. Graue, zitternde Augen bezeichnen Menschen ohne Schamgefühl, Treue und Gerechtigkeitsempfinden. Feuchte-, hell-leuchtende Augen von mittlerer Größe deuten auf einen großzügigen Menschen, der Gewaltiges ersinnt und durchführt, manchmal auch auf Zorn, Trunksucht, Raub und außerordentliche Habgier; solche

Augen hatte Alexander. Große, lachende Augen zeigen einen einfältigen, üppigen und unvorsichtigen Menschen an.

In Skythien gibt es die sogen. Bithi'schen Frauen, die in den Augen zwei Pupillen haben und durch ihren Blick diejenigen berücken, die sie zornig ansehen, solche gibt es auch in Sardinien.

Hohle, grinsende Augen sind sicher der Hinterhältigkeit entsprungen. Wenn sich Wangen, Brauen und Lippen zugleich bewegen, verraten sie abscheuliche und trügerische Gedanken, umsomehr, wenn sich außerdem die Wimpern bald schließen, bald nur berühren, ein Zeichen teuflischer Gesinnung. Traurige Augen braucht man nicht zu fürchten; solche Menschen haben sich nämlich der Erforschung der Säfte und der Beschäftigung mit schönen Künsten gewidmet. Wenn Augenbrauen und Stirn breit sind und gut zusammen passen, wenn daneben die Lider regelmäßig sind, beweisen sie eine treue, gütige und verständige Seele. Feuchte, schrecklich anzublickende Augen bedeuten zum Zorn geneigte, hitzige, wütende, in Wort und Tat schnelle, verwegene und überhaupt höchst verwerfliche Menschen. Trockene Augen dieser Art bezeugen Gemeinheit und Gottlosigkeit, sind solche Augen aber klein und konkav, dann sind sie noch schlimmer als die oben genannten. Traurige, trockene Augen, verbunden mit rauher Stirn, vorstehende Augenbrauen und stechender Blick kennzeichnen einen schuldbedeckten, wilden, tollkühnen Menschen. Dürre Augen von traurigem Ausdruck verraten höchste Gutherzigkeit, sagt Polemon. Die Besitzer triefender Augen lieben den Wein, und werden früh kahlköpfig, bedingt ist ein solcher Zustand durch Verwässerung und Ermattung des Gehirns. Wer herausstehende Triefaugen hat, der liebt den Schlaf. Diese Augen entstehen dadurch, daß dickes Blut und melancholischer Saft zu den Lidern fließt. Unter Mitbeachtung des Zustandes des Organismus tun also solche triefenden Massen einen Säufer und Trinker kund; hängen gleichzeitig aber die Augen herab, so bezeichnen sie Schlafbedürfnis.

Große Augen kennzeichnen Langsamkeit, vergl. den Ochsen. Ein mittelgroßes Auge ist gut; es bedeutet Güte und Reinheit. Ein konkaves Auge ist das Zeichen eines schlechten Menschen, das herausstehende Auge das eines Dummen. Sehr konkave Augen sind in keiner Weise zu loben. Sind sie aber nicht so sehr konkav als vielmehr groß, dann darf man sie nicht tadeln. Kleine, konkave Augen bezeugen einen listigen Charakter und Verrat, Neid und Eifersucht; ist letztere sehr ausgeprägt, ist er ungläubig und gottlos. Tragen konkave Augen Spott zur Schau, so weisen sie auf schlimme Gedanken. Zu wenig konkave Augen verraten Großmut, vergl. den Löwen; zu sehr konkave aber Gezähmtheit, vergl. den Ochsen.

Eine schwarze Pupille bedeutet Faulheit und Stumpfsinn. Wenn im Umkreis der Pupille Kristalle erscheinen, bedeuten sie einen neidischen, geschwätzigen, ängstlichen, verwerflichen Menschen, sagt Rasis. Breite Pupillen bedeuten einen gemeinen Charakter, sagt Polemon. Kleine Pupillen sollen auch einen gemeinen und verkehrten Charakter bezeichnen. Menschen, bei denen die Ringe um die Pupillen ungleichmäßig erscheinen, sind töricht.

Schielende Augen bei akutem Fieber sind Todeszeichen. Bleiben die Augen lange offen, so ist das ein Zeichen von Dummheit und Schamlosigkeit. Tiefschwarze Augen bedeuten Furchtsamkeit, ebenso Gewinnsucht, was niemals trügt. Schwarze Augen bezeichnen Feigheit und Ängstlichkeit ohne Vertrauen. Schwarz ist nämlich die Farbe der Furcht. Erblassende Augen zeigen Neigung zu List. Nicht tiefschwarze, sondern gelblich scheinende Augen sind Zeichen von gutem und tapferem Sinn. Blaugraue oder weiße Augen sind Zeichen von Furchtsamkeit, besonders bei den weißen geht man nicht fehl. Schwarze Augen mit merkwürdigem Glanze bezeugen gemeine, listige und sehr üble Menschen; haben sie aber schwarze, höhnende Augen, so treibt es sie zu jeder Schändlichkeit. Nicht sehr blaue, sondern rötlichgelbe sind ein Merkmal guter Gesinnung; vergl. Löwen und Adler. Blau ist eigentlich die Farbe der Augen der Nachtvögel; deshalb nennen sie die Griechen γλαῦκας. Im italienischen Volksmund heißen sie Gazoli, nach der Farbe der Elstern, die man Gazas nennt und deren Flügel diese Farbe zeigt. Adernreiche Augen zeugen von Wahnsinn, vergl. Ziegen. Adernreich werden jene Augen genannt, die voll sind von zahlreichen und winzigen Fäserchen kleinster Venen; durch sie ändert sich die Farbe der Augen. Solchen Menschen fehlt es an Phantasie, die den Intellekt unterstützt, vergl. sie mit Schafen. Feurige Augen sind unverschämt, raub- und streitsüchtig, vergl. den Hund. Feurig sind solche, die sich röten, flackern und sprühen. Averroes legt die Ursachen dar in De sensu et sensato. Das erste Zeichen von Zorn ist eine einfache Rötung der Augenvenen. Mißfarbige Augen beweisen Furchtsamkeit, wer sich nämlich fürchtet, erblaßt und wird mißfarben. Übrigens verhalten sich Krankheiten ähnlich. Freudige Augen weisen auf Geilheit, vergl. Hahn und Rabe. Überrote Augen und Wangen gehören Säufern und Weintrinkern an. Rote, trockene Augen sind beherzt und schnell zum Zorn bereit. Blaue, trübe Augen weisen auf Ängstlichkeit hin, vergl. Ziege und Schaf. Normale, gesenkte Augen beweisen wahrhaftige und ehrbare Menschen. Gierige, gerötete Augen bekunden Lüsternheit und Gefräßigkeit. Stechende, kurze oder kleine, hervorragende Augen offenbaren Geiz und außerordentliche Habsucht, wer aber Stirn und Augenbrauen zusammenzieht, ist noch viel geiziger und gewinnsüchtiger.

Der Wolf ist ein räuberisches, hitziges, hinterhältiges, kühnes, verwegenes Tier. Menschen nach Wolfsart dürften so gestaltet sein: Einwärts gebogene Nase, gekrümmter Rücken, zusammengezogene, buschige Augenbrauen, kleine geschlossene, ausgehöhlte Augen, kleiner runder Kopf, struppiger Körper, borstige Haare, straffe, zurückgebogene Beine. Menschen dieser Art sind hinterlistig, gottlos, blutrünstig und leicht zornentbrannt.

X. Kapitel. Beurteilung von Gesicht und Mienen.

Menschen mit guten Anlagen besitzen ein Gesicht mit mäßig großen Wangen und Schläfen, sowie geringem Fettansatz. Solche Leute sind wahrheitsliebend, freundlich und intelligent.

Als Jakob auf Laban's Gesicht dessen Haß sah, sagte er zu seinen Frauen: „Ich habe in den Gesichtszügen eueres Vaters gelesen, daß meine Lage nicht mehr gleich ist wie gestern. Denn die Mienen sind eine Art schweigende Sprache des Geistes."

Freudige Züge kommen aus frohem Herzen und umgekehrt. Das Gesicht empfängt seine Gestalt allein von der natürlichen Beschaffenheit, die Miene hingegen von den seelischen Eigentümlichkeiten. Häßliches Aussehen ist ein Zeichen von wenig Zufriedenheit. Menschen mit fleischigem Gesicht sind begehrlich d. h. sie haben viele Wünsche, vergl. den Ochsen. Wer ein von Natur rotes Gesicht besitzt, ist bescheiden und fröhlich; wer blaß ist, hat eine furchtsame Natur. Ein eingefallenes Gesicht kennzeichnet den Besorgten, manchmal auch den Verräter. Fleischige Gesichter tragen die Furchtsamen, vergl. Reh und Esel. Furchtsamkeit ist die Schwester der Störrigkeit. Ein großes Gesicht kennzeichnet die Langsamen, sie haben eine unregelmäßige, phlegmatische Materie, wie Ochsen und Esel. Ein sehr knochiges Gesicht ist fleißigen, schüchternen und kalten Naturen eigen.

Eine mittlere, nicht zu große und nicht zu kleine Form ist immer gut. Ein verkleinertes Gesicht bedeutet Unfreiheit. Das sehr fleischige Gesicht deutet auf Faulheit, Dummheit und große Begehrlichkeit. Daher wünschen solche Leute Törichtes und Unmögliches. Sie sind leichtgläubig, lieben Gesellschaften, Gelage und Schwelgerei, vornehmlich dann, wenn sie noch andere entsprechende Merkmale aufweisen, wie z. B. dickbäuchige Wangen. Ein Mensch mit fleischigem Gesicht ist nur wenig weise, dagegen anmaßend, lügnerisch und gefräßig. Ein zartes Gesicht deutet auf Umsicht in Geschäften und bezeugt einen durchdringenden Verstand.

Pferde und Menschen mit runzligen Gesichtern stammen von altersschwachen Eltern. Wo nämlich die Lebenskraft schwach ist, da zieht sich die Haut zusammen und das ist ein Zeichen von Schwäche der Fortpflanzungsorgane. Ein feines Gesicht kennzeichnet einen Menschen voll Gedankenreichtum. Wer ein Säufergesicht hat, trinkt gern und ist leicht betrunken. Wer ein bescheidenes und züchtiges Gesicht hat, besitzt einen ausgeglichenen Charakter. Ein zorniges Gesicht deutet auf Zorn usw. Das runde Gesicht bedeutet Dummheit, das sehr große Faulheit. Das sehr kleine kennzeichnet den schlechten, listigen, schmeichlerischen, sklavischen und furchtsamen Menschen. Ein häßliches Gesicht verrät selten einen guten Charakter. Verzerrte Mienen werden bedingt von unausgeglichenem Charakter. Das lange Gesicht kennzeichnet den rücksichtslosen und beleidigenden Menschen und zwar wegen der Hitze der Materie. Weite Schläfen mit dicken Venen und Arterien bedeuten Zorn und Widersetzlichkeit. Ein ungepflegtes, fleischiges Gesicht zeichnet den Ängstlichen und Verrückten. Ein dickes, rohes Gesicht mit großen Kinnbacken bedeutet eine grobe und rohe Natur. Ein an sich schon hochrotes Gesicht kennzeichnet den wilden, trotzigen Charakter; wenn nur die Wangen diese Farbe zeigen, so halte man den Menschen für einen

Säufer. Ein kleines, safranfarbiges Gesicht zeichnet den lasterhaften, betrügerischen Trinker. Dies beobachtet man oft.

Das Gesicht des Menschen bleibt immer gleich; die Miene aber wechselt d. h. sie „verfliegt" (vultus = a volendo dicitur). Eine wegen der Haltung von Lippen, Wangen, Stirn und Mund grimmige Miene kennzeichnet den törichten, läppischen Sinnn. Die freudig grinsende Miene paßt zu einem frohen Lüstling. Eine traurige Miene bedeutet Traurigkeit, eine entspannte dumpfes Brüten, List, Furcht und Verschlagenheit. Schwitzt einer im Gesicht beim geringsten Anlaß, so deutet dies auf Hitze, Üppigkeit, Schwelgerei und große Völlerei, infolgedessen hat er Verdauungsstörungen und später wird er ernstlich krank. Ein gefurchtes, eher mageres als fettes Gesicht, ist das Kennzeichen von Beleidigungssucht, Neid, Lüge, Streitsucht, Grausamkeit, Mord, zumal wenn es etwas gebräunt, bläulich oder safranfarbig ist.

Ein Gesicht, bei dem die Farbe, Muskeln und alles übrige normal ist, legt Zeugnis ab von einem guten Lebenswandel und von Tugendreichtum. Jedes volle und dicke Antlitz kennzeichnet dagegen den faulen, vergnügungssüchtigen Menschen. Ein vom Stirnanfang bis zum Ende am Kinn konkaves Gesicht, sodaß Nase und Mund wie in einem Tale liegen, ist der Beweis für einen schlechten Charakter, vor allem bei bläulicher oder gebräunter Färbung. Solche Leute lernt man kennen als Mörder, Schwätzer, Räuber und Diebe. Viele sah ich schon vor einem Unglücksfalle, deren Mienen ein Unglück vorher zwar verbergen konnten, die sich dann aber unmittelbar vor dem Falle entstellten, indem das Gesicht durch zusammengezogene Lider, verdrehte Augen und andere derartige Wirkungen außerordentlich häßlich wurde. Man hüte sich vor Täuschung bei der Beurteilung von Aussätzigen; denn ihre Augen drehen sich im Kreise und die Venen treten hervor. Ein zu kleines Antlitz ist das Zeichen von zu kleinem, eingeengtem Geiste, ein zu großes von Dummheit und Feigheit.

XI. Kapitel. Beurteilung von Nase und Nasenflügel.

Dieser Teil macht vor allem ein Gesicht schön oder häßlich. Eine hervorstehende, bis zum Mund reichende, ziemlich große Nase, entsteht auf Grund einer warmen Organisation was Knorpel und Fleisch anbetrifft und ist ein Zeichen von Rechtschaffenheit und Kühnheit. Große und weite Nasenlöcher kennzeichnen große Hoden und dies bedeutet Üppigkeit, Verrat, Falschheit, Tollkühnheit, Lüge, Neid, Gier, Hartnäckigkeit, wenig Schüchternheit und Plumpheit des Geistes. Die Nase weist auf den Zustand des Innern, des Herzens hin, und zwar bedeutet eine große Nase Neigung zu Zorn.

Die große oder kleine Nase verrät die Beschaffenheit der männlichen und weiblichen Geschlechtsteile. Ein großes Schamglied entsteht, wenn viel Materie und intensive Hitze vorhanden ist. Doch bei der Frau ist das Maß für die Vulva der Fuß. Ein langer, straffer, magerer Fuß bedeutet eine ebensolche Vulva und umgekehrt. Bei jeder Frau ist die Länge des nackten Fußes von mittlerer Größe das Längenmaß der Vulva. Eine dicke Lippe

deutet auf eine starke Behaarung oder dicke Schamlippen hin und ebenso beim Gegenteil, vor allem bei der Jungfrau.

Die Nasenlöcher sind die erweiterten Teile, wo die Atmungsöffnungen zu Tage treten. Griechisch kommt ῥίνες von ῥεῖν, was fließen heißt, denn durch sie fließt der Saft vom Gehirn herab. Die Nasenlöcher kennzeichnen die Beschaffenheit der Hoden ungefähr folgendermaßen: Große und weite bedingen ebensolche Hoden, feine aber straffe und kleine. Diese Regel versagt höchstens unter gewissen Umständen z. B. bei Krankheiten oder bei widernatürlicher Wollust; der Gebrauch läßt das Glied nämlich wachsen. Bei vielen ist der Rechte größer als der Linke, weil er häufiger gebraucht wird.

Die Adlernase ist ein Zeichen von Großmut, zugleich aber auch von Grausamkeit, Raubgier und Kühnheit. Dies rührt von der Wärme der Materie her, weshalb solche Menschen zorn- und rachsüchtig sind und gerne Unerlaubtes tun. Eine Adlernase verbunden mit einem sehr cholerischen, d. h. einem zitronen- oder bleifarbenen, gebräunten Organismus, ist schlimmer als eine Adlernase verbunden mit einem sanguinischen oder einem nur andeutungsweise cholerischen Organismus. Eine an die Stirn angegliederte Adlernase bedeutet Großmut, vergl. den Adler. „An die Stirn angegliedert" heißt mit einem Höcker gegen die Stirn zu, sogen. Raubvogelnasen. Dies beruht auf Wärme und Trockenheit und deutet auf zornige, ungestüme und cholerische Menschen.

Eine platte Affennase kennzeichnet den ungestümen, üppigen, jedoch kleinmütigen Menschen. Der Grund liegt im phlegmatischen und feuchten Element. Menschen mit kurzer, platter Nase, sind diebisch und mutwillig. Eine verkürzte Nase, ein kleiner Mund und kurze, plumpe Zähne kommen von feuchter, kalter Organisation. Spitze Nase, langer Hals, langer Kehldeckel und wohlklingende helle Stimme, dies alles gehört zum cholerischen Temperament. Eine breite Nase, die in der Mitte aufwärts gebogen ist, kennzeichnet einen schwatzhaften, lügnerischen, zornigen Menschen; bei solchen Leuten habe ich eine besondere Befähigung zu Lastern bemerkt, hauptsächlich was Lügen anbetrifft. Eine vorn spitze Nase ist ein Merkmal von Verlogenheit, Streitsucht und Jähzorn; das rührt von der Galle her. Eine Nase mit dicker Spitze kennzeichnet Rachime (rachimos) d. h. begehrliche und verwerfliche Menschen, vergl. den Ochsen. Besonders in geschlechtlicher Beziehung werden sie von allem, was sie sehen, gereizt, aber sie sind auch leicht zornig. Breite Nasenflügel bedeuten Geilheit. Eine vorn dicke Nase zeichnet gefühllose, rücksichtslose, unbeherrschte Menschen, oder faule, vergl. den Ochsen. Eine vorn spitze Nase kennzeichnet reizbare Menschen, vergl. den Hund. Einen Menschen mit viel zu kurzer Nase hält man für einen ewigen Ankläger und Anzeiger.

Eine stark zurückgebogene Nase deutet auf einen Menschen, dessen Pläne nach Charakter und Gesinnung größtenteils verborgen und schlecht sind. Eine vorn stumpfe, rundliche Nase bekundet Großmut, vergl. den Löwen. Eine Nase mit feiner, vogelschnabelartiger Spitze ist ein Kenn-

zeichen eines hastigen, leichtsinnigen, törichten Menschen, ebenso eine mit langer, feiner Spitze. Eine von der Stirn bis zum Mund krumme Nase macht unverschämt und diebisch, vergl. den Raben. Eine konkave Nase mit rundlicher in die Höhe ragender Stirn bedeutet Geilheit, vergl. den Hahn, die große Nase bedeutet Rechtschaffenheit. Eine Nase, deren Spitze dick und häßlich plump ist, ist Zeichen von mangelndem Empfinden, vergl. das Schwein. Ist die Nase im oberen Teil eingedrückt, so deutet dies auf einen schwachen Geist und Torheit hin: sie ist auch das Zeichen von weibischem Leichtsinn. Wenn die Nase von der Stirne ab sofort im Bogen verläuft, bekundet dies Rücksichtslosigkeit, vergl. den Raben. Gebogene Nasenflügel, die die Griechen Habichtsnasen γρίπας nennen, sind ein Zeichen von Großmut.

Die einwärts gekrümmte Nase kennzeichnet hervorragenden Geist und edle Gesinnung. Hängt die Nase auf eine Seite von der Mitte nach außen zu, dann deutet dies auf fehlerhafte Bildung, ist sie aber auf beide Seiten neigend geteilt, auf Krankheit oder Verletzung; und zwar von unmittelbarer oder mittelbarer Ursache herrührend. Eine an der Wurzel ziemlich platte Nase bezeichnet Edelmut, vergl. den Löwen.

Eine rote Nase, die an der Basis, Öffnung und Breite, erdbeerartig angeschwollen ist, verrät den Säufer. Solche Menschen besitzen meist feuchte und üppige Naturen, zumal wenn sich dieses Merkmal bei kleiner Statur findet, dies ist ein Ergebnis der Erfahrung. Geöffnete Nasen deuten auf Zorn, je mehr sie offen sind, umso größer ist derselbe. Menschen mit verstopften Nasen sind unbrauchbar. Zarte und weit geöffnete Nasenflügel bedeuten Wildheit und Unmut der Gesinnung. Zarte, lange Nasenflügel sind Zeichen von Leichtsinn, zarte spitze von Wehleidigkeit. Wenn ein Teil der Nase sich mit der Stirn vereinigt und von dieser in geschlossener Form weder hoch noch niedrig, sondern in gerader Linie herabläuft, bedeutet dies Männlichkeit, Starkmut und Klugheit. Gerade aufsteigende, zusammenhängende Nasenflügel deuten auf Maßlosigkeit. Solche Nasenflügel, die sich auf der Innenseite des Knorpels zur Mittellinie erheben und zum Nasenansatz abfallen, verraten eine ungebührliche Zunge.

Große Nasen sind besser als kleine. Kleine Nasen besitzen daher natürlich nur Menschen mit niederer Gesinnung, Diebe und Verbrecher. Offene Nasenlöcher bedeuten Munterkeit und Tapferkeit, enge, stumpfe, rundliche und verschlossene weisen auf Dummheit hin. Weite Nasenlöcher, sehr fleischige Kinnbacken und wenig Haare auf den Wangen deuten auf eine feuchte Organisation, sehr stumpfe Nasenflügel auf Albernheit, kleine auf perversen Sinn. Wenn die Haare, die in den Nasenlöchern wachsen, reichlich, dicht und fest sind, deuten sie auf ein unbeugsam hartes Gemüt. Sind sie spärlich und zart, auf einen leichten und gelehrigen Sinn. Sie werden Vibrissen genannt; denn wenn man sie ausreißt, bringen sie den Kopf in vibrierende Bewegung.

XII. Kapitel. Beurteilung der Ohren.

Große Ohren entstehen aus viel Materie durch eine starke Kraft. Solche Menschen haben einen kurzen, sehr schönen Hals und sind Sanguiniker, die etwas zum Cholerischen neigen und zwar wegen des dicken und trockenen Blutes. Sie sind ungeduldig und werden schnell zornig. Übermäßig aufrechte, große Ohren zeigen Dummheit und Geschwätzigkeit an. Große Ohren sind Eselsohren bei tölpelhaftem, langsamem Verstand. Große Ohren kennzeichnen fast immer einen albernen, langlebigen Menschen. Große und zurückgebogene Ohren bedeuten Reichtum. Feine, trockene Ohren verraten Bosheit und großen Wankelmut. Menschen mit großen Ohrläppchen sind einfältig, haben aber gute Einfälle und ein starkes Gedächtnis. Sehr kleine Ohren kennzeichnen störrische Menschen, Räuber und Schlemmer, vergl. den Affen. Kleine Ohren sind affenähnlich, mit Bosheit und Listigkeit verbunden. Sehr kleine Ohren kommen von der geringen Materie und schwachen Gesundheit des Gehirns, sind daher ein Zeichen von schwachem Geist und bedeuten große Neigung zu Schlechtigkeit, Dieberei, Unersättlichkeit usw. Schmale und längliche Ohren oder längliche allein, sind Zeichen von Neid. Kleine Ohren verleihen ein kurzes Leben. Zu rundliche bedeuten Ungelehrigkeit. Hohle kennzeichnen den klugen Mann. Mittelmäßig große und viereckige Ohren sind Zeichen eines trefflichen Charakters. Gute und mäßig große Ohren nach Art der Hunde bezeichnen treue und gute, aber leicht reizbare Menschen. Pferdeohren verkünden Herrschaft und Besitz, wenigstens für die Zukunft.

Wenn sich die Ohransatzstelle mit dem Fleisch des Schlundes, d. h. des Unterkiefers verbindet, bekundet dies einen törichten, eitlen Menschen. Bewegliche Ohren offenbaren das richtige Verhältnis des warmen und feuchten, aufrechte knorpelige Ohren die Vorherrschaft des trockenen Elements. Sehr große, abstehende Ohren bedeuten Geiz, Störrigkeit, Schwatzhaftigkeit und Unklugheit. Halkreisförmige, mittelmäßig große Ohren in fortlaufender Linie, die in der Mitte etwas eingedrückt sich dem Kopfe anlegen und mittelmäßig behaart sind, verleihen eine gute Natur. Wenn die Ohren dem Haupte dicht anliegen, so bezeichnen sie stumpfe und saumselige Menschen. Versteckt liegende Ohren, die zum Kopf im richtigen Abstand bleiben, sind Zeichen von Faulheit, stark behaarte deuten auf langes Leben und gutes Gehör. Ohren, die sich zwischen den genannten Arten in der Mitte halten, sind Zeichen von Güte. Die zahlreichen, verwickelten und langen Haare in den Ohren verraten den hitzigen und wollüstigen Sinn.

XIII. Kapitel. Beurteilung von Kinnbacken und Wangen.

Die Wangen ragen unter den Augen hervor, der Oberkiefer ist ein kleiner Teil der Wangen. Die Kinnbacken sind jene Teile des Kiefers, woran der Bart wächst. Mit Kinnbacken (maxillae) sind oft auch die Unterkiefer mandibulae) gemeint. Der Oberkiefer (maxilla) offenbart am besten die Struktur des Menschen. Langgezogene Oberkiefer — gemeint sind die Kiefer am oberen Teil des Mundes — bezeichnen boshafte Menschen, besonders

in unerlaubten und unschicklichen Dingen; hinsichtlich des Oberkiefers gleichen sie Ochsen und Eseln. Ein verkürzter Oberkiefer, der aus dem oberen Teil des Mundes herausragt, bedeutet Bosheit, Verleumdung, Grausamkeit und Neid, vor allem wenn er nicht fleischig ist. Rötliche, ziemlich helle, mittelmäßig dicke Oberkiefer ergeben zusammen mit dem Temperament die Merkmale einer warmen und feuchten Organisation. Abgemagerte, zarte, dunkel- oder zitronenfarbige Oberkiefer beweisen eine heiße und trockene Organisation. Fleischlose Oberkiefer von gleichsam bleierner Farbe bezeichnen ein Übermaß von Trockenheit und Kälte, wie es beim Melancholiker zutage tritt. Dickes Kieferfleisch bezeugt eine rohe, träge, trunksüchtige, bisweilen auch grausame Natur. Zu zarte Oberkiefer deuten auf Bosheit, weiche und längliche Wangen auf Schwatzhaftigkeit zur Unzeit. Längliche Wangen sind Kennzeichen eines Possenreißers und törichtes Zeug redenden Menschen. Die Wangen haben ihren Namen (gena) daher, weil aus ihnen Zähne und Haare entstehen (gignere). Volle Wangen mit aufgeblähten Schläfen sind Zeichen heftigen Zorns. Kleine Wangen, wie von den Augen abgeschnitten scheinend, weisen auf eine Fülle beschwerender Säfte. Rundliche Wangen offenbaren Neid und einen hinterlistigen Charakter. Leute mit dicken Wangen sind faul und trunksüchtig. Glatte, schlecht beschaffene Wangen, weisen auf eine vorlaute Zunge, Unverschämtheit und Schwatzhaftigkeit. Überrote Wangen bezeichnen Säufer und Trunksüchtige.

XIV. Kapitel. Eigentümlichkeiten von Mund und Kinn.

Ein breiter Mund bezeichnet den Krieger; Ursache ist die Wärme der Materie, wodurch große Gliedmassen entstehen. Zum Weibe gehört ein kleiner Mund. Ein großer, breiter Mund weist auf Zorn, Kühnheit und Kampfeslust, daneben Gefräßigkeit. Ein Mensch mit einem übermäßig breiten Mund, gleich als ob er gespalten und aufgesperrt wäre, ist gefräßig, unsanft, böse, kriegerisch, grausam, See-Ungeheuern vergleichbar. Er hält lange Reden, brüstet sich, ist geschwätzig, neidisch, lügnerisch und sehr unklug. Ein kleiner, enger Mund kennzeichnet den ängstlichen, friedfertigen aber treulosen Menschen. Ein weit hervorragender, rundlicher Mund mit wulstigen Lippen, wobei die Oberlippen nach außen gebogen sind, gleicht dem Schweinsrüssel und bezeichnet den unreinen, dummen, wilden Menschen. Ein im Innern geräumiger Mund mit kleinen Lippen und engem Schließmuskel, zusammen mit grinsenden Augen und ebensolchem Gesicht, verrät einen lüsternen, sinnlichen, verlogenen, Menschen. Ein kleiner vorstehender Mund zeigt einen gemeinen verräterischen Charakter an. Wenn sich der Mund beim Sprechen verzerrt, wird dies durch ein katarrhalisches Leiden bewirkt, wie die Erfahrung ergibt. Wenn das Kinn lang ist, kennzeichnet es den wenig reizbaren und nicht eben bösen Charakter; manchmal verrät es aber auch Geschwätzigkeit und Eigendünkel. Menschen mit kleinem Kinn meide man; unter anderem sind sie nämlich grausam und treulos wie Schlangen. Wenn das Kinn rundlich endet, zeigt es einen weibischen Charakter an; es ist dies nämlich ein

weibliches Merkmal. Das männliche Kinn muß nahezu viereckig sein. Wer ein Kinn von normaler Größe und Gestalt besitzt, muß wissen, daß er zu Sinnlichkeit und Wiedergeliebtwerden veranlagt ist. Das Kinn soll aber nicht zu rundlich, auch nicht zu spitz, sondern mittelmäßig sein. Menschen mit vorstehendem Kinn schwätzen dumm und bösartig und sind Ohrenbläser. Ein Kinn, das am Ende in zwei Teile gespalten ist, was als übertrieben empfunden wird, ist einem listigen Charakter zuzuschreiben.

XV. Kapitel. Beurteilung der Lippen.

Die Lippen bestehen aus weichem Fleisch und sind wegen der Sprechtätigkeit leicht beweglich. Die Oberlippe heißt labium, die Unterlippe labrum. Viele nennen die Lippen des Mannes labium, die der Frau dagegen labrum; aber das wechselt.

Große Lippen sind törichten, dummen Menschen eigen. Die rote Farbe der Lippen an der Mundöffnung rührt von den vielen, dorthin führenden Venen her. Die natürliche Farbe der Lippen ist hochrot wegen der Feinheit der Haut, bedingt durch Reinheit des Organismus und Fernhalten von abgebautem Blut bei guter Gesundheit. Bleifarbene Lippen bezeichnen das Gegenteil; es fehlt nämlich an der Gesundheit und natürlichen Temperatur des Blutes. Wer solche Lippen hat ist krank. Eine schlaffe und sehr rote Unterlippe verrät bei der Frau größte Lüsternheit und Schamlosigkeit, dies habe ich in vielen Fällen beobachtet. Knaben mit solchem Aussehen, zumal, wenn sie mit Gesicht und Augen ständig grinsen, sind oder werden Lustknaben (catamitus). Menschen mit schlaffen Lippen haben den Mond als Planeten für ihre Organisation.

Große Lippen weisen auf viel Materie, die durch Wärme angezogen wurde, dicke Lippen auf ebensolche Säfte und Geistesanlagen mit Geistesschwäche im Gefolge. Aufrechte, wulstige, d. h. feste und kompakte Lippen, ebenso ein großer Mund, sind durch den Einfluß des Planeten Mars entstanden. Liebreizende, oft lächelnde, mit fröhlicher Miene verbundene Lippen weisen auf Lüsternheit. Manche derartige Menschen sind aber Betrüger und hinterhältige Diebe. Ein Mensch, dessen Lippen inwendig nicht rot sind, ist oder wird sehr bald krank. Sehr dicke, schlaffe oder vorgewulstete Lippen bezeichnen einen einfältigen, fortwährend lachenden Menschen mit plumpem Geist; er gleicht dem Esel. Das Phlegma herrscht vor.

Feine Lippen, deren obere Ränder schlaff herabhängen, sodaß die Oberlippe sich beim Mundschluß über die Unterlippe vorstrecken muß, bezeugen Großmut, vergl. den Löwen; dasselbe kann man auch bei starken Hunden sehen. Feine, harte Lippen, die um die Eckzähne herumragen, deuten auf einen tierischen Intellekt und auf Ungelehrigkeit. Ist die Unterlippe größer als die Oberlippe, so ist dies ein Zeichen von Albernheit. Eine um die Eckzähne herum angeschwollene Unterlippe weist auf Vergiftung. Dicke Oberlippen, die über die Unterlippen herunterhängen, deuten auf Dummheit, vergl. den Esel. Wenn die Oberlippe über das Zahnfleisch herausragt, kenn-

zeichnet sie einen zänkischen, streit- und händelsüchtigen Menschen, vergl. den Köter. Kleine, feine Lippen und kleiner Mund bekunden Verstandesschwachheit und Verschlagenheit.

Der beste Zustand von Mund und Lippen ist der nicht zu feuchte. Denn Feuchtigkeit an Mund und Lippen weist auf Ängstlichkeit und Bosheit. Vorstehende Lippen bedeuten Albernheit, Geschwätzigkeit und Verwegenheit. Wohlgebildete, ein wenig nach außen geschweifte, nicht zu dünne Lippen sind Merkmale eines stillen, scharfsinnigen, jähzornigen und geistvollen Menschen. Wenn die Lippen mit dem Zahnfleisch über die Zähne ragen, zeigen sie einen schlechten, polternden, hitzigen, zu Beleidigungen neigenden Menschen an, vergl. den Hund.

Lippen von normaler Färbung, eher fein als dick, deuten auf einen gut veranlagten Menschen, der sich für alles, vor allem aber für die Tugend begeistert. Hier waltet Jupiter. Sind die Lippen nicht gut proportioniert, sondern die eine größer als die andere, dann verrät dies einen mehr einfältigen als einsichtigen Menschen mit wechselnden Schicksalen. Kleine, etwas vorstehende Oberlippen weisen auf einen viel redenden, neidischen, anklägerischen Menschen. Vorstehende Oberlippen und herabhängende Unterlippen bezeugen Unglück und einen ungebührlichen Charakter. Feine, umgestülpte und schiefe Oberlippen kennzeichnen Diebe und Betrüger.

Über die Lippen der Äthiopier sollen nur solche urteilen, die sich dort aufgehalten und ihre Eigentümlichkeiten studiert haben. Wir aber können nur unsere Gegenden beurteilen.

XVI. Kapitel. Über die Zähne.

Lange, starke, vorstehende Eckzähne weisen auf einen gefräßigen, zornigen, schlechten und sogar unzüchtigen Menschen, vergl. den Eber und Hund. Ich halte diese für die größten Fresser, Säufer, Betrüger, Kuppler, Mörder, besonders wenn zwischen den einzelnen Zähnen eine gewisse Übereinstimmung besteht. Schwache, dünne und kleine Zähne zeigen, daß der ganze Körper kränklich ist; ferner deutet dies auf Schwäche und Kürze des Lebens. Zähneknirschen ist ein Zeichen von Wahnsinn. Dies ereignet sich auch manchmal bei schlafenden Kindern, falls sie Würmer haben. Dicke, breite, nach innen oder außen stehende Zähne bezeichnen einen eitlen, sinnlichen und einfältigen manchmal auch einen begabten Menschen; nach anderen Autoren sollen sie auf groben Verstand hinweisen, der von dicken Säften herrührt. Sehr trockene Zähne, die jeder Feuchtigkeit entbehren, also schlechthin vertrocknet sind, bedeuten beim Kranken den Tod, beim Gesunden eine sehr bald eintretende Krankheit. Darin zeigt sich nämlich der völlige Aufbrauch der Säfte. Der Leib solcher Menschen gleicht einer Lampe ohne Öl. Rheumatische Zähne (dentes rheumate pleni) bekunden einen Fehler des Kopfes oder des Magens und Kopfes zugleich, verbunden mit Krankheiten der Lunge, wie Schnupfen, Bronchialkatarrh, Husten, Bräune und Rachengeschwüre. Tiere mit gezackten Zahnen trinken leckend, Tiere mit geraden Zähnen schlürfend.

XVII. Kapitel. Die Zunge.

Eine nach innen gewendete, lispelnde oder lallende Zunge (traulizans aut balbizans) deutet auf Durchfall, vergl. Hippokrates, Aphor. XXXII 6, 6. Aufgabe der Zunge ist es, Geschmäcke wahrzunehmen, sowie Laute und Worte hervorzubringen. Durchfall bewirkt Stammeln und Lallen wegen der vom Kopf in die Gewebeteile und Muskelbündel der Zunge einwachsenden Materie. Dadurch wird die Zunge dick, breit und kurz, weswegen die Leute lispeln und stammeln. Andere bekommen diese Eigenschaft auch von Natur, worüber Aetius berichtet .

Eine an der Spitze angewachsene Zunge bringt den S-Laut nicht in richtiger Weise hervor und bewirkt Lispeln. Eine hinten verwachsene bringt die R- und T-Laute nicht deutlich hervor. Leute, die das R nicht aussprechen können, heißen τραυλοί oder Stammler; sie gebrauchen dafür das L. Aetius XIII, 36, nennt sie Ankyloglossen. Leute, die kein S aussprechen können, heißen Syalen; statt dessen wird von ihnen das C gebraucht. Die Stammler scheuen häufig den Wein und leben abstinent, weil Betrunkene auch lallen und das Wort „Trentatri" schlecht sprechen können. Wird eine in der Jugend schwere Zunge später leichter, so bedeutet dies einen plötzlichen Tod. Eine dicke, breite Zunge deutet auf einen rohen Geist und phlegmatische Säfte. Eine stotternde und die erste Silbe des Wortes wiederholende Zunge führt zu Melancholie. Eine Zunge, die bei rascher Bewegung anstößt und infolge des Verschluckens von Worten Wiederholungen bedingt, kennzeichnet den törichten, ungestümen und zornigen Menschen, und zwar wegen der Lebhaftigkeit der Gedanken und wegen der Wärme der Materie, welche ein übersprudelndes Sprechen bewirkt.

Wer eine fast wie ein Stein unbewegliche Zunge hat, ist faul. Eine feine Zunge deutet auf feinen Geist und ein manchmal galliges Temperament. Eine lange, rote Zunge, ist das Kennzeichen des Weisen; sie verrät nämlich gute Säfte. Eine weiße Zunge dagegen Armut und Elend, wie Ptolemaeus sagt. Eine mit eigenartigen Flecken bedeckte Zunge deutet auf Unwohlsein und schlechtes Befinden, besonders hinsichtlich des Bauches und der Brust, behauptet Conciliator. Eine lange, dicke, runde Zunge, womit man die Nase abwischen kann, kennzeichnet eine Ochsennatur, eine mit gewissen Säften getränkte Zunge verdirbt den Geschmackssinn. Alle Stotterer sind hoffärtig, stolz und steif bezügl. der Körperhaltung; die Griechen nennen sie τραυλός.

XVIII. Kapitel. Die Stimme.

Wer mit langsamem, tiefem Tone spricht, ist ruhig, freundlich und scherzhaft, auch sein Charakter ist aufrichtig. Eine schwere, volltönende Stimme kennzeichnet den starken Mann; dies rührt nämlich von dem Wärmereichtum her. Unter einer dicken Stimme versteht man eine posaunenartige. Kommt der tiefe Ton aber von einer verdorbenen Stimme her, so ist er ein Zeichen von Wahnsinn, Beleidigungssucht und Sinnlichkeit. Die Stärke der Stimme ist durch die Erweiterung der Venen und die Menge des Atems

bedingt, was auf das warme Element zurückgeführt werden muß. Menschen mit sehr starker, brüllender Stimme sind zu Beleidigungen geneigt, vergl. den Esel. Menschen mit großer, klarer Stimme, sind tapfer, vergl. Hunde. Diejenigen, die mit tiefem Tonfall zu sprechen beginnen, jedoch schrill enden, sind zornig und wehleidig, vergl. Ochsen, die ähnlich brüllen, weiteres siehe unten. Wer eine volle und klangreiche Stimme hat, ist kriegerisch und beredt. Eine feine und gedämpfte Stimme bedeutet Ängstlichkeit und Neid. Unter verhaltener Stimme verstehe ich eine zarte und schwache, nicht volle Stimme. Eine hohe, weiche, gebrochene Stimme bedeutet weibische Furcht; sie kommt auch Weichlingen zu. Eine hohe, starke Stimme ist ein Merkmal von Zorn, vergl. den Ziegenbock. Eine langsame Sprache verrät den ungeschickten, übereilten, unverschämten Menschen. Schwache Stimme bedeutet enge Arterien und Atemlosigkeit. Sie wird von der Kälte bedingt. Die weiche Stimme ohne Dehnung bekundet Sanftmut, vergl. Schafe; denn die Stimme ist, genau wie alles übrige, mit ähnlichen Erscheinungen im Tierreich zu vergleichen.

Antöner (antevocantes), das sind solche Menschen, welche mit tiefer Stimme anfangen und schrill aufhören, sind zornig und von wildem Charakter. Eine klangreiche, mittelmäßig starke Stimme offenbart Weisheit, Vorsicht, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, eine unangenehme Dummheit. Eine schwach tönende Stimme ist das Zeichen von Müßigkeit und Furcht. Wer rasch redet und dazu noch eine zarte Stimme hat, ist schlecht, albern, lästig und lügnerisch, wenn er eine grobe Stimme besitzt, zornig und von übler Natur. Wer eine süße Stimme hat, ist neidisch und mißtrauisch. Wer sich viel bewegt und mit Gestikulationen spricht, ist ein unlauterer Schwätzer und Betrüger. Wer aber Handbewegungen unterläßt, besitzt vollendeten Intellekt, gute Anlagen und gesundes Urteil. Wer durch die Nase spricht und die Nasenflügel mitschwingen läßt, ist lügnerisch, übelwollend und neidisch.

XIX. Kapitel. Allgemeines zur Kenntnis einzelner Volksstämme.

Der Charakter einiger Volksstämme und der von ihnen bewohnten Gegenden ist ungefähr folgender: Die Ägypter sind schlau, gelehrig, leichtsinnig, verwegen, zu Sinnlichkeit geneigt und geizig. Die Thrazier aber schlecht, faul und trunksüchtig. Die Kelten sind meist ungelehrig, tapfer und wild. Wie nämlich die einzelnen Länder verschieden sind, so auch der Charakter der Leute; denn, sagt Maternus, die Skythen sind grausam, die Italiener glänzen durch königlichen Adel, die Gallier sind töricht und unberatsam — obwohl, trotz Maternus, manche unter ihnen sehr weise und gelehrt sind, besonders die Kenner des Evangeliums; aber die große Masse erdrückt eben die Besseren — die Griechen sind leichtsinnig, die Afrikaner hinterlistig, die Syrier geizig, die Sicilianer hitzig, Asiaten sind sinnlich und immer vergnügungssüchtig, die Spanier von glänzender Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, die Ägypter weise, die Babylonier klug usw.

Andere Unterschiede ergeben sich hinsichtlich der vier Weltteile, s. Ptolemaeus, De iudiciis II, 2. Ein anderes Unterscheidungsmerkmal resultiert aus der Beschaffenheit der Gegend, wie man aus der kleinen Schrift des Hippokrates, De aere et aquis, ersehen kann. Denn die Bewohner der Ebenen sind weichlicher, milder und weniger robust als Bergbewohner, daneben reicher und sauberer. Sie sind die Träger der Kultur. Ein sandiger Boden macht seine Bewohner stärker, gesund und fleißig; ein lehmhaltiger dagegen wohlhabender, aber schwächer. Wo jedoch Reichtum herrscht, sind die Sitten feiner, man wetteifert in der Pflege der Künste und die Verhältnisse sind geordneter.

Auch nach der Lage der Berge besteht ein Unterschied. Erstrecken sich nämlich dieselben nach Osten und Norden, so sind ihre Bewohner kränklich, schwächlich und verweichlicht; wenn aber die Gegend nach diesen Richtungen offen ist und die Berge entweder im Westen oder Süden liegen, sind die Bewohner von kräftiger Gesundheit, waffentüchtig, wild und verachten niedere Künste. Ich könnte noch andere Unterschiede hinsichtlich des Wassers anführen, aber selbst der ungebildete Leser kann diese Dinge selbständig verstehen- und kennenlernen. Ich will hier also nicht zu weitschweifig sein. Küstenbewohner sind fast immer Kaufleute, oft Seeräuber, sehr langlebig und gesund, des Schwimmens und der Schiffahrt kundig. Bewohner des Flachlandes sind Reiter, Bergbewohner dagegen beweglicher und kräftiger. Aus diesen Erkenntnissen könnten noch viele andere Einzelheiten abgeleitet werden.

Auch aus der Beschaffenheit des Sternhimmels können hierüber Vermutungen aufgestellt werden, so unterstehen z. B. Britannien, das brakkische oder narbonensische Gallien, Germanien und Bastarnien (d. s. ausgedehnte Völker Europas) vor allem dem Widder und Mars; darum sind ihre Bewohner im allgemeinen wild, hartnäckig und grimmig. Dagegen stehen Italien, Apulien, das lateinische oder zisalpine Gallien und Sicilien unter dem Einfluß von Löwe und Sonne und deshalb streben ihre Bewohner eine Vorrangstellung, Güte und Freundschaft an. Die Tyrrhener, die auch Etrusker oder Tuszier genannt werden, die Kelten oder Keltiberer und Spanier unterstehen dem Schützen und dem Jupiter; sie sind daher freiheitsliebend, einfach und sauber. Die Küstenstriche Klein-Asiens, die zykladischen Inseln und Zypern sind von Stier und Venus beherrscht, daher die Vergnügungssucht, Sauberkeit und Körperkultur ihrer Bewohner. Dagegen werden Griechen, Argiver, Kreter von Jungfrau und Merkur regiert, sie sind geistvoller, gelehrter und treiben Mystik. Mazedonier, Thrazier und Illyrier, von Steinbock und Saturn beeinflußt, stehen zwar an körperlicher Leistungsfähigkeit zurück, besitzen aber wilde Sitten und sind für fremde Einflüsse empfänglich. Parthien, Medien und Persien stehen im Zeichen des Jupiter und der Venus; die Bewohner dieser Gegenden tragen daher blumige Kleidung (florido vestitu utuntur), womit sie sich ganz, ausgenommen die Brust, bedecken und bemühen sich einer Sauberkeit und erlesenen Lebensweise. Unter dem Einfluß von Jungfrau und Merkur stehen Babylon, Mesopotamien, Assyrien: diese Stämme entwickeln deshalb eine außerordentliche Kenntnis in mathematischen Wissen-

schaften und Sternkunde. Saturn's Wirkungsgebiet ist Indien, Arien, außerdem Gedrosien; diese Gebiete haben daher häßliche, abscheuliche und entsetzliche Bewohner. Coelesyrien, Judäa und Idumäa gehören mehr unter Skorpion, Widder und Mars: darum wohnen dort sehr kühne, gottlose und gefährliche Menschen. Die Phönizier, Chaldäer, stehen unter dem Einfluß von Löwe und Sonne. Dies macht sie vor allem einfach, human, zu Beobachtern der Sterne und hauptsächlich zu Sonnen-Verehrern. Arabien untersteht dem Schützen und Jupiter; hieraus ergibt sich der bekannte natürliche Überschwang an Titeln und die Freude an Wohlgerüchen, die Gewandtheit der Leute und die Ungebundenheit der Lebensweise, Verträge und Geschäfte. Hyrkaner, Armenier und Matianer stehen in Beziehung zu den Zwillingen und zu Merkur, darum sind sie vornehmer und weniger schlecht. Die baktrischen, kaspischen und skythischen Stämme werden von Wage und Venus beeinflußt, darum sammeln sie Reichtümer, pflegen Musik und schöne Künste. Dagegen unterstehen die Sauromatiker, Oxianer oder Oxoler und Sogdianer dem Einfluß des Wassermann und Saturn. Diese Leute sind entsetzlich finster und wild. Phrygier, Bithynier und Kolcher gehören mehr zu Krebs und Mond, infolgedessen sind sie sehr leichtsinnig und den Weibern willfährig. Die Bewohner von Syrien, Komagene und Kappadozien stehen unter Skorpion und Mars; daher sind sie sehr unternehmend, schlecht, listig und eifrig. Die Lydier, Zilizier und Pamphylier dagegen sind vom Stande der Fische und des Jupiter abhängig; sie sind zu Geschäften sehr geeignet, betreiben Handel und Verkehr, sind freisinnig und im Vertragswesen bewandert. Die Numidier, Kartager und Afrikaner unterstehen dem Krebs und Mond; aus diesem Grunde sind sie Bündnissen und Handelsbeziehungen nicht abgeneigt und stehen mitten im Fluß der Ereignisse. Die Bewohner von Metagonitida, Mauritanien und Getulien stehen im Zeichen von Skorpion und Mars; sie sind abscheulich, kriegerisch, fleischfressend, gefahrliebend, Verächter des eigenen Lebens und voll gegenseitigen Haders. Die Phizaner, Nasamonen und Garamanten, den Fischen und Jupiter unterstellt, lieben freie und einfache Sitten, arbeiten, pflegen Ratsversammlungen und fliehen Schmutz sowie Bedrückung; weil Jupiter auf sie einwirkt, verehren sie Ammon, den widdergestaltigen Zeus. Die Bewohner Kyrenes, Marmariens und besonders Unterägyptens sollen vor allem unter der Einwirkung der Zwillinge und des Merkurs stehend bedächtig, klug und einsichtig sein; besonders pflegen sie Zauber, Weisheit und Magie, sowie die Wissenschaft der okkulten Kräfte; in der Mathematik sind sie geradezu überragend. Die Bewohner von Thebais, der ägyptischen Provinz Oassis, Troglodytis, gehören zu Wage und Venus; darum sind sie schlau, wankelmütig und leben in Überfluß. Die Araber, Azaner, Meder und Äthiopier stehen unter dem Zeichen von Wassermann und Saturn, infolgedessen sind sie Fleisch- und Fischfresser, Hirten und leben tierisch wild. Das Herz des Skorpions steht z. Zt. über Spanien und dem keltischen Gallien, wo Paris liegt und die Normannen, Neustrier und sogen. gallischen Britannier wohnen. Es macht diese räuberisch und hinterlistig.

In alter Zeit waren sie einst gute Bundesgenossen, weil sie noch unter dem Schützen standen. Wer über diese Dinge Näheres zu erfahren wünscht, wende sich an die Astronomen, bes. an Ptolemaeus, De judiciis II und Cardani's Erklärungen. Neuerdings erzeugt Spanien mittelmäßig kräftige Menschen, welche hinsichtlich des Handels die übrigen Völker der Erde übertreffen. Viele unter ihnen zeichnen sich durch Tüchtigkeit und Behendigkeit in jeder Hinsicht aus.

In Lusitanien, dem sogenannten Portugal, werden bekanntlich größtenteils melancholisch-sanguinische Menschen geboren. Die meisten von ihnen besitzen starke Körperkraft, dagegen fehlt es ihnen an durchdringendem Verstande. Die Sicilier sind cholerisch-melancholisch und ihre Heimat bringt gewöhnlich gesunde, kräftige Menschen hervor. Sie üben sich im Ringkampf und es fällt ihnen leicht, Kreise zu schlagen. Die Italiener sind gewöhnlich schwach; einige, aber nur wenige, besitzen außerordentliche Körperkraft, gewöhnlich jedoch leisten sie, was ihre geistige Tüchtigkeit anbelangt, mehr im Nachahmen als im Erfinden. Sie sind schlank, von mittlerer Größe und schmächtig.

Germanien erzeugt viele Phlegmatiker; sie können diese Eigenschaft ihres Temperaments nicht verleugnen, daneben sind sie gewöhnlich etwas cholerisch. Es gibt anscheinend große und dicke Leute unter ihnen. Männer, die durch Kraft überragen oder zu schwierigen Arbeiten geeignet sind, wird man bei ihnen kaum finden, obwohl sie in Handarbeiten sehr tüchtig sind. Die Gallier haben ein gemischt-phlegmatisch-cholerisches Temperament. Zu einem sehr großen Teile sind sie langsam und schwach, jedoch überragen ab und zu einzelne, wenn auch sehr wenige, die übrigen. Sie besitzen zwar eine Menge Fähigkeiten, doch wissen sie sie meist nicht zu nützen. Man wird eben, wie meistenteils finden, daß Körper und Charakter der Einwohner der Natur des Landes angepaßt sind. Teilweise macht auch Verschiedenheit in Speise und Trank die einen mäßig, die anderen verschwenderisch, andere wieder enthaltsam oder kühn, ängstlich, mild, sanft oder streit- und händelsüchtig und dergl., wie man aus Hippokrates und Galen ersehen kann, besonders aber aus dem Schriftchen „Warum der Charakter der Seele dem körperlichen Temperament folgt".

XX. Kapitel. Beurteilung von Hals und andern Körperteilen.

Menschen mit langem, schlanken Hals haben eine schallende Stimme, sind albern, furchtsam und sogar bösartig. Wer einen kurzen Hals hat, ist meist listig und betrügerisch, vergl. eine Katze beim Mäusefang. Wer einen dicken Hals hat, ist dumm und gefräßig. Wer höckerige Nackenwirbel besitzt, den hat die Natur vor allem durch Rohheit ausgezeichnet. Leute mit vollständig rauhem Hals dürfen in jedem Falle als Geistesrohlinge gelten. Ist der Nacken nach obenhin feist, so bezeichnet er einen ungelehrigen Menschen, der ziemlich skrupellos ist. Ein verwachsener, schräger Hals, wird als Zeichen eines schlechten, verwegenen, ungelehrigen Menschen erachtet. Ein aufrecht gestreckter Hals ist das Merkmal eines schändlichen, verrückten

Menschen mit törichter Selbsteinbildung, daneben verweichlicht. Ein schiefer Hals ist das Zeichen eines dummen, geizigen, gemeinen Menschen, der nicht in der Einfalt und Geradheit des Herzens handelt. Ein nach rechts geneigter Hals kennzeichnet einen klugen, schönen und vorsichtigen Menschen, ein links neigender dagegen einen anstößigen und dummen. Ein Hals von mittlerer Dicke und Länge darf immer als Zeichen einer starken Natur und eines gelehrigen, hervorragenden Geistes gelten; niemals wird er einem pfiffigen und verschlagenen Menschen angehören. Wenn die Venen an den Seiten des Halses und an den Schläfen dick angeschwollen sind, deuten sie an, daß der Betreffende außerordentlich zornig ist; man vergleiche damit die Erregung im Zorn, wobei dies eintritt. Ein unförmig großer und breiter Nacken verrät den kecken, prahlerischen und übermütigen Menschen. Vorstehende Schultern sind das Zeichen einer rohen und treulosen Natur. Wenn die Arme bei aufrechter Körperhaltung soweit reichen, daß die Hände die Knie berühren, zeigen sie Arbeitstüchtigkeit, Kühnheit, Rechtschaffenheit und Freigebigkeit an. Sind die Arme aber kurz, so weisen sie auf einen hadersüchtigen, beschränkten und neidischen Menschen. Lange Hände mit langen Fingern bedeuten eine besondere Veranlagung und Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten; auch sind sie ein Zeichen guter Lebensführung. Dicke Finger verraten Torheit, Unverstand, sowie eine vergrößerte Leber (epar). Man messe auch die Entfernung zwischen Nabel, Brustende und Halsumfang. Wenn der Brustteil größer ist, bedeutet dies Klugheit, wenn das Brust-Nabelstück länger ist, Gefräßigkeit. Genaueres siehe unter Kapitel XXIII.

Ist der Bauch zu sehr eingezogen und gleichsam leer, so kann man auf einen ängstlichen, bösartigen und gefräßigen Menschen schließen. Ein ziemlich weicher und eindrückbarer Leib deutet auf geistige Tüchtigkeit und Großmut. Zarte, schmale und eingedrückte Flanken sind ein Zeichen von Ängstlichkeit, fleischige und harte aber von Unbelehrbarkeit. Sind sie aber rundlich und gleichsam strotzend, dann tun sie einen eitlen Schwätzer kund, vergl. den Frosch.

Ein breiter, starker Rücken ist eine Eigenart des Mannes, das Gegenteil trifft beim Weibe zu. Ein gekrümmter Rücken ist bei zartgebauten Menschen nicht schlimm zu nehmen, dagegen bei Leuten mit festem und starkem Körper. Wenn der Rücken konvex und die Schultern brustwärts gebogen sind, kennzeichnet dies den gemeinen und neidischen Menschen. Kommt dazu noch eine schiefe Körperhaltung, so ist er maßlos geizig, gemein, neidisch und widerwärtig. Besteht der Buckel seit der Geburt, so merke den Spruch: „Hüte dich vor den von Gott Gezeichneten!“ Ist der untere Teil der Wirbelsäule, der griechisch ὀσφύς = Becken heißt, breit, sehr groß und mit weichem Fleisch umhüllt, dann ist er weiblich. Ist er faltig und endet er in eine Spitze, so offenbart er maßlose Lüsternheit und Furchtsamkeit. Männer besitzen an dieser Stelle mittelmäßig starke und deutlich sichtbare Knochen. Ist das Gesäß stark, hart und knochig, so offenbart das einen tapferen, kriegerischen Mann; wenn es übermäßig groß und fleischig ist, deutet es auf

weibischen Geist. Ist es aber zu mager und mit einer runzligen, dünnen Haut bedeckt, so bedeutet es affenartige Bosheit. Man beachte auch die Hüfte, welche die Basis für unsere aufrechte Körperhaltung ist.

Einander zugekehrte Knie, die sich berühren, sind ein Zeichen von Weiblichkeit. Menschen, die nach Art der Schweine plumpe Fußknöchel und ebensolche Unterschenkel haben, sind meistenteils verrückt, geraten leicht in Ekstase und sind fanatisch. Wenn die Unterschenkel und ihre Umgebung, die Fersen und Fußsohlen, plump und fleischig sind, bezeichnen sie einen törichten oder verrückten Menschen, umsomehr wenn winzige Zehen und dicke Waden vorhanden sind. Für verweichlicht, schamlos und unrein sind diejenigen zu halten, deren Schienbeine in der Knöchelgegend plump sind. Fußsohlen mit zarten Nerven und Knochengelenken zeigen einen hellen, edlen und männlichen Geist an. Verstümmelte, dicke Füße sind Merkmale tierischer Gesinnung. Weiche, fleischige Füße offenbaren einen weichen und weibischen Sinn. Zu lange Füße kommen einem Menschen zu, der gegen Überlistung blind ist, dagegen auf's Verderben anderer sinnt oder in dunklen Künsten bewandert ist. Überzarte, kurze Füße verraten einen schlimmen und verschlagenen Menschen.. Verkrüppelte Füße und solche, die eine hohle oder eingesunkene Sohle haben, sind nicht zu loben; sie sind nämlich ein Merkmal für einen gemeinen Menschen.

XXI. Kapitel. Gang, Nacken, Hände, Nägel usw.

Diejenigen, die mit langen und gemächlichen Schritten einhergehen, sind gelehrt und tatkräftig. Kleine, kurze Schritte verraten kleinen Geist. Ränkeschmiede und Dunkelmänner machen unregelmäßige Schritte. Der langsame, kurze Gang bekundet Klugheit, aber wenig Tatkraft; rascher, weiter Gang, Tatkraft ohne Klugheit. Der Grund liegt darin, daß eine weite Gangart tatkräftig, eine langsame gelehrt, eine schnelle ungelehrt, eine kurze nicht tatkräftig ist. Schnelle Bewegung bei aufrechter, guter und sicherer Körperhaltung bekundet, daß der Betreffende Dinge, die er unternimmt, auch ausführt. Wenn sich aber jemand schnell bewegt, die Augen senkt, sich bückt, das Gesicht zur Erde kehrt, den ganzen Körper einsinken und hängen läßt, ist dies ein Zeichen, daß er zu verschwenderisch, schüchtern und verschlagen und unfrei ist. Wer schnelle, kurze Schritte macht, ist bösartig, übermäßig schüchtern und schwächlich.

Es liegt in der Natur der Sache begründet und ist an Einzelfällen erhärtet worden, daß ein kurzer Nacken ein Zeichen von Schüchternheit bei einem an sich kühnen Manne ist, den die Griechen δρᾶσυλος nennen. Ein aufwärts gebogener Nacken verrät einen stolzen, unsanften, törichten und entsetzlichen Menschen. Ein harter Nacken tut einen ungelehrigen Menschen kund. Daher stammt das Wort: ein hartnäckiger Mensch. Ist der Hals brustwärts gebeugt, so kann er einen von Gedanken beschwerten Geist kund tun, dagegen auch Sparsamkeit und Bosheit, je nach der Übereinstimmung mit anderen Merkmalen. Ein links geneigter Nacken deutet manchmal auf Tor-

heit, öfters auf Verweichlichung. Aristoteles schreibt wegen der geringen Wärme des Innern auch die Rechtsneigung des Kopfes den Weichlingen zu. Eine rauhe Kehle deutet auf Leichtsinn und Geschwätzigkeit; vergl. Vögel.

Leute mit herausragendem Schlüsselbein sind träge. Menschen mit richtiger Lage der Schlüsselbeine halte ich für klug, männlich und tapfer. Breite Schulterblätter kennzeichnen den tapferen, edeln und großmütigen Mann. Zarte, spitz herausstehende Schultern bezeichnen einen hinterhältigen Menschen. Dicke Schultern beweisen eine tadelnswerte Natur. Zarte Ellbogen deuten auf schwächliche, zu dicke auf ungelehrige Menschen. Wenn Gelenk und Muskeln von mittlerer Stärke sind, offenbaren sie einen starken und edlen Charakter. Wenn die Finger und Hände zart und weich sind, verraten sie einen intelligenten Menschen, harte einen zwar tapferen aber ungelehrigen. Kurze Hände und starke Finger sind günstig, sehr kurze Hände zeichnen jedoch Geistesschwäche. Dicke kleine Hände mit übermäßig kurzen Fingern zeigen einen treulosen, hinterlistigen und diebischen Menschen an, zarte, verkrüppelte Hände einen Schwätzer.

Weiße, breite, rosarote Fingernägel legen Zeugnis von gutem Geiste ab. Schmale, gebogene, längliche, verraten Albernheit und Rohheit. Zu sehr eingebogene und gekrümmte Fingernägel besitzen gewöhnlich Menschen, die schamlos und räuberisch sind, vergl. Vögel und Raubtiere. Über die Bedeutung der weißen Flecken in den Nägeln s. Cardanus, De subtilitate, erschienen in Basel. Menschen mit platten, dicht anliegenden Fingernägeln, sind sehr wild und albern.

Sehr kurze und schwarze Fingernägel kennzeichnen den bösartigen Menschen, ebenso blasse, schwarze und rauhe. Überrunde Nägel verraten Neigung zu Sinnlichkeit und Blutschande. Diese Zeichen an den Nägeln sind an sich nicht ausreichend, aber in Verbindung mit ausgesprocheneren anderen Merkmalen haben sie einige Bedeutung.

Mit einander verbundene und zusammengewachsene Finger bezeichnen einen unreinen Menschen, eng zusammenstehende und geballte einen schlimmen und geizigen, kleine und zarte einen törichten. Kleine, plumpe Finger verraten den neidischen, kühnen, wilden Menschen, sehr kleine, feine Finger aber einen Menschen von schwachsinniger Natur und läppischem zurückgebliebenem Geiste. Dem Vernunftlosen sind zu lange und zarte Finger eigen. Wenn Finger zu weit auseinanderstehen, ist dies ein Zeichen von Leichtsinn und Geschwätzigkeit. Sind sie aber mäßig groß und wohlgestaltet, so zeigen sie den besten Charakter an.

Eine zarte Brust ist schwächlich und bedeutet Geistesschwäche; ist sie aber sehr fleischig, so weist sie auf ungelehrige und träge Menschen hin. Menschen mit schlaffen Brustwarzen und weichen, fleischigen Brüsten können zweifellos als trunksüchtig und wollüstig gelten. Wer die Schultern bewegt, den Hals aber steif hält, darf mit vollem Recht für stolz end hochmütig gelten; dies ist nämlich der Gang der Pferde. Ein Mann von aufrechter Gestalt ist zornig. Wer aber den ganzen Körper bewegt, ist ganz offenbar ver-

weichlicht; daher sind die erträglicher, welche sich beim Gehen nach rechts neigen, die sich aber nach links Neigenden, sind dümmer.

XXII. Kapitel. Der Atem und anderes.

Ist der Atem ruhig, so daß er ganz oder fast geräuschlos ein- und ausströmt, so zeigt dies an, daß der Mensch in Gedanken versunken ist; diese Gedanken verraten aber die Augen. Wenn der Atem bisweilen ruht und nach langen Abständen stärker eingezogen wird, heißt dies, daß der Mensch in große Traurigkeit versetzt wurde. Wenn er dabei das Haupt schüttelt und seufzt, ärgert er sich über seine Handlungen oder über seine Worte. Wird der Atem brausend und stark erregt ausgestoßen, so bedeutet das Wildheit und Trunksucht. Wenn die Atmung gleichsam mit Zwischenräumen geräuschlos verläuft, zeigt dies die beste Gesundheit des Menschen an. Menschen mit verstärkter, keuchender Atmung, wie nach starkem Laufen, sind unberatsam und jähzornig, die sich leicht zu voreiligen Handlungen hinreißen lassen. Menschen, die wie Asthmatiker keuchend atmen, sind unüberlegt, überspannt, begierig nach allem und sehr wortreich. Dies ist eine Grundregel für alle Merkmale in der Physiognomik: Übertreibung gilt für schlimm, das Durchschnittsmaß für das Beste. Aristoteles sagt, daß diejenigen, die mit einwärts gebogenen Fersen und auswärts gestellten Füßen gehen, auf Verbrechen sinnen. Neidisch nennt er solche, die links stärker gebaut sind und deren Augenbrauen gegen die Wangen herablaufen. Ferner sagte er: wenn die Waden gegen die Knie oder deren Gelenke zurückgezerrt sind, so ist dies ein Zeichen dafür, daß der Mensch für geschlechtlichen Verkehr sehr geeignet ist. Wenn die Hüften sehr weich und gekrümmt sind, deutet dies auf Sinnlichkeit; hierzu vergleicht er die Ziege. Ebenso meint er, ein dürres Gesäß sei männlich, ein sehr fleischiges dagegen bezeichnet den Weichling. Wenn das Gesäß gleichsam abgeschnitten ist, sei es ein Zeichen von Bosheit; hierzu vergleicht er den Bären und den Affen.

Ein unverschämter Mensch müsse so beschaffen sein: er habe helle und unruhig umherblickende Augen. Die dichten Augenbrauen stehen ab, die Wimpern sind meist freistehend, die Füße und Hände plump. Wenn man ihn anschaut, richtet er sich hoch auf. Seine Hautfarbe ist hochrot oder löwengelb. Seine Stimme schneidend. Ein solcher Mensch ist unverschämt und beleidigend. Folgendes seien die Merkmale eines Menschen, der heuchlerisch ist und absichtlich falsche Ratschläge gibt. Beim Heucheln blicken die Augen dumm drein; er macht einen eleganten Eindruck, spricht mit verhaltener Stimme, sein Gang ist wiegend; überall vermag er sich mit geschmeidiger Bewegung anzupassen.

Einen geizigen Menschen charakterisiert Aristoteles folgendermaßen: Man könne ihn an nachstehenden Anzeichen erkennen, wenn man ihn nicht schneller an seinen Handlungen und am eigenen Schaden entlarvt habe. Er habe kleine Gliedmaßen, ein kleines Gesicht und mittelgroße Augen. Sein

Gang sei erregt, der Rücken gekrümmt, er rede rasch und mit hoher Stimme. Er sei rothaarig und schnippisch, das Gesicht vom Trunke gerötet, die Haare und der Bart abstehend, die Lippen mit dichten Haaren besetzt, er besitze straffe Schläfen, flehende, glänzende und überfließende Augen und gepflegtes Haar; außerdem sei er dem Weine nicht abhold.

Woran man einen albernen und schlechten Menschen erkennen kann (den man aber auch unschwer seinem Gerede und Benehmen nach zu beurteilen vermag) ist folgendes: Er besitzt lang herabwallendes Haar, ein steifes Haupt, das er schief trägt, große Ohren, Hals und Nacken lang, rundliche Fußknöchel, eine harte und rauhe Stirne; die Augen sind finster, klein, trocken, konkav und haben einen starren Blick; die Wangen sind schmal und länglich, das Kinn ist lang. Er besitzt einen schwatzhaften, losen Mund, der offen steht und gleichsam zweiteilig ist. Das Gesicht ist länglich und etwas verzerrt. Er hat einen Buckel, einen großen Bauch und plumpe Beine. Die Gelenke an Händen und Füßen sind zu lang und uneben. Die Hautfarbe ist grünlich. Er scheint immer vom Schlaf oder Rausch zu erwachen, seine Stimme ist blöckend, häßlich und dumm.

Heuchler haben die Eigenschaft, daß die Umrahmung des Gesichts fett ist, ebenso die Brustwarzen usw. Die Partien um die Augen z. B., die Brauen sind runzelig, das Antlitz schläfrig. Von Geldgierigen sagt Aristoteles, ihre Oberlippe stehe nach oben, sodaß Zähne und Zahnfleisch sichtbar werde, wie bei Hunden. In Erscheinung und Gesichtsausdruck seien sie frech und von hochroter Hautfarbe. Ein verwahrloster Mensch mit schwarzen Stellhaaren und struppigem Mund, Kinn und Schläfen, mit fetten, glänzenden Augen sei jähzornig, lüstern, vergnügungssüchtig und verleumderisch.

Der hervorragende Mailänder Arzt und Philosoph Cardanus schreibt in seinem Buche: De Subtilitate XII: Obwohl alle Verkrüppelten schlecht sind, sind doch nicht alle körperlich Vollkommenen von gutem Charakter; denn es gehört mehr dazu, den Geist fehlerfrei zu halten als den Körper. Darum sind die schlimmsten von allen die Buckeligen (wenn dieses Leiden nicht von den Körpersäften herrührt); denn dieser Fehler liegt am Herzen, dem Prinzip des ganzen Körpers. Danach kommen die Blinden und die Schielenden; denn sie haben einen Fehler im Gehirn. Dann die Stummen und Tauben; bei ihnen ist nämlich die Natur an einem weniger edlen Teile als dem Gehirn krank. Diesen folgen die Hinkenden, da sie an einem großen Gliede mißgestaltet sind. Darauf kommen diejenigen mit sechs Fingern oder mit verwachsenen Fingern; denn ihr Fehler liegt an weniger notwendigen Körperteilen. An letzter Stelle befinden sich Menschen mit Warzen oder Muttermälern, worauf schließlich noch die Narben folgen. An einer anderen Stelle sagt er, das beste Mittel, Zwillinge zu erkennen, sei das Zeichen, daß sie einen hohlen Rücken haben und ihr Kreuzbein nach innen gezogen ist. Siebenmonatskinder kennzeichneten unfertige Nägel und die noch nicht vollständig entwickelte Hand,

XXIII. Kapitel. Beurteilung der noch nicht behandelten Merkmale und die Art der Beurteilung.

Rechtschaffenheit und Kühnheit zeichnen sich durch eine breite Brust, dicke Schultern und einen fetten Rücken aus, aber unter Hintansetzung des Intellekts und der Weisheit. Ein feiner Rücken kennzeichnet eine hadersüchtige Natur. Mittlere Größe von Brust und Rücken sind das beste und zuverläßigste Kennzeichen. Schlaffe Schultern offenbaren eine schwächliche und ängstliche Seele. Ein Mensch mit einem großen Bauch ist unbescheiden, albern, stolz und liebt den Beischlaf. Wenn der Abstand vom Nabel zum Schambeinkamm größer ist als zur Brust, bedeutet dies ein kurzes Leben. Menschen, bei denen die Strecke zwischen dem Nabel und der unteren Brustlinie größer ist als die zwischen der unteren Brustlinie und dem Hals, sind gefräßig und gefühllos. Ein mittelgroßer Bauch und eine verengte Brust sind Zeichen hohen Intellekts und gesunden Verstandes, s. Kap. XX.

Fleischige und plumpe Füße bedeuten Albernheit und Schmähsucht. Diejenigen, die gegliederte, nervige und kräftige Schienbeine haben, besitzen ein starkes Gemüt, Menschen mit dürren, nervigen Schienbeinen dagegen sind sinnlich; diejenigen mit sehr fleischigen und übergroßen, gleichsam überdehnten Schienbeinen sind gehäßig und unverschämt. Viel Fleisch an den Knien bedeutet eine schwächliche und verweichlichte Gesundheit, sowie Sinnlichkeit. Ein Mensch, der große und langsame Schritte macht, ist gewöhnlich sehr fleißig bei der Arbeit. Wer aber kurze Schritte macht, ist ungestüm, kraftlos und arbeitet ungern.

Was nun den ganzen Körper anbetrifft, so bezeugen Plinius und Solinus, daß die menschlichen Körpermaße nach Länge und Breite noch nicht beschrieben seien. Die Physiker aber nehmen als natürliche Körperlänge sieben Fuß an, da Herakles dieses Maß erreicht haben soll. Für die Breite aber gilt dasselbe; denn bekanntlich ist das Maß zwischen den Spitzen der beiden Mittelfinger bei ausgestreckten Armen gleich dem Maße zwischen Scheitel und Sohle. Unter diesem Gesichtspunkt nannten sie den Menschen eine kleine Welt (mundus parvus), weil eine umschreibende Figur wirklich ein Kreis wäre. Wer also diese Länge übersteigt, wird groß genannt, wer sie nicht erreicht, klein. Derjenige, dessen Länge und Breite aber einander nicht gleich sind, ist unausgeglichen. Man muß also immer die Beschaffenheit der Teile und des Ganzen auf das Mittel, sowie auf das ganze Maß beziehen.

Jene besitzen schließlich ein gutes Gedächtnis und eine ausgeglichene Natur, deren Muskelfleisch weich, feucht, nicht zu fest und nicht zu zart ist. Sie sollen nicht zu groß aber auch nicht zu klein sein. Ihre helle Hautfarbe soll leicht rötlich, jedoch weniger dunkel sein. Ihr Antlitz sei mild. Das Haar mittelmäßig glatt. Ihre Augen sollen groß und rundlich sein. In gleicher Weise sei der Schädel mittelmäßig und stehe zur Größe des Halses in einem guten Verhältnis. Ihre Schultern sollen ein wenig herabhängen. An den Schenkeln und Knien sollen sie nicht zu viel Fleisch haben. Die Stimme sei deutlich und ziemlich fein, ihr Ausdruck leicht lächelnd, aber nicht grinsend, sondern gleichsam aus Frohsinn und Scherz gemischt.

Bei einer Beurteilung überstürze man sich nicht! Man baue sein Urteil nicht auf eines dieser Kennzeichen, sondern lasse alle Einzelheiten zusammen auf sich wirken. Ergeben sich einem in verschiedener Hinsicht unterschiedliche Merkmale, so entscheide man sich immer für das Bessere und Wahrscheinlichere; denn die Konstitution des ganzen Menschen ergibt sich aus der Organisation seiner Teile. Nur dann können wir aus einem einzigen Merkmale das Gefühl eines Menschen erschließen, wenn sich bei ihm nichts Gegensätzliches findet, was ähnlich aussehen könnte. Es ist aber unmöglich, daß man beim gleichen Menschen sich widersprechende Anzeichen findet. Betreffs gemeinsamer Zeichen hat es natürlich eine andere Bewandtnis. Dann aber wird man größere und kleinere Merkmale bei jedem Einzelnen vorfinden, wenn man seine Handlungen und seinen Charakter gründlicher — nämlich nach unserer Methode — kennengelernt hat. Z. B. wird man erkennen, daß Leute mit einem gefährlichen Lebenswandel schimpfliche Strafe erleiden, oder daß sie wenigstens bald von Glücks-, bald von Unglücksfällen betroffen werden oder verhaftet und bestraft werden. Das ist meist das Ende.

Oder ein anderes Beispiel: wenn sich bei jemandem Anzeichen für Zorn vorfinden, er selbst aber kaum je zornig angetroffen wird, hat man trotzdem daran festzuhalten, daß er von dieser Leidenschaft erfüllt ist. Entsprechendes gilt für die übrigen Anzeichen. Dies ist aber gleichsam das Axiom in der Physiognomischen Kunst: bei jedem einzelnen Gliede ist eine gute und geeignete Bildung das Merkmal einer guten Struktur und Stärke. Klein oder groß hat ein Glied nur im Verhältnis zum ganzen Körper zu gelten. Gut ausgebildeten Formen entspricht eine Vollkommenheit. Schlecht gebildeten aber eine Fehlerhaftigkeit.

Deutlichere Kennzeichen befinden sich an den bedeutsameren Stellen. Die bedeutsamste Stelle jedoch ist die um Augen, Stirn, Schädel und Gesicht. Die zweite um Brust und Schultern, dann um die Beine und Füße; zuletzt die um den Unterleib. Die ganze Schwierigkeit liegt, wie bei der Astronomie, so auch bei der medizinischen Wissenschaft, an der Beurteilung selbst. Es ist zu beachten, wie wir oben bereits gesehen haben, daß es zweierlei Zeichen gibt. Die eigentlichen Merkmale, die mit den erwähnten Zuständen der Seele vertauscht werden können, werden an jeder einzelnen Stelle wahrgenommen: Große Extremitäten zu haben ist z. B. das eigentliche Merkmal der Tapferkeit. Die uneigentlichen Kennzeichen dagegen, die aus dem in Erscheinung tretenden Seelenzustande, aus dessen Gegenteil oder auf ähnliche Weise gewonnen werden, können nicht mit solchen eigentlichen Seelenzuständen vertauscht werden, obwohl sie in vielen Fällen diese trotzdem anzeigen.

Galen führt in De temperamentis II aus, daß die Physiognomen sich bei einer Beurteilung aus verschiedenen Gründen täuschen können.

1. Weil sie auf ein einziges dieser Zeichen bauen, was nur zuläßig ist, wenn es sich um ein eigentliches Kennzeichen handelt, wie wir oben gesehen haben; ein einzelnes Anzeichen wird nämlich von einem einzigen

Körperteile gewonnen; aus der Beschaffenheit eines einzigen Teiles ergibt sich jedoch nicht die Natur des ganzen Menschen.

2. Weil sie manchmal nicht auf die Veränderungen der Natur und des Alters achten; denn manche Merkmale verraten eine Eigenschaft der Vergangenheit, die nicht mehr in die Gegenwart hereindauert. Ist beispielsweise ein 60jähriger behaart, so verrät dies keine gegenwärtige, sondern eine vergangene Lüsternheit.

3. Weil sie glauben, daß die Ausscheidungen (excrementa) eines Gliedes seine Beschaffenheit beweisen, obwohl es möglich ist, daß ein Glied cholerisch ist, dessen Ausscheidung phlegmatisch ist, wie die Untersuchung lehrt.

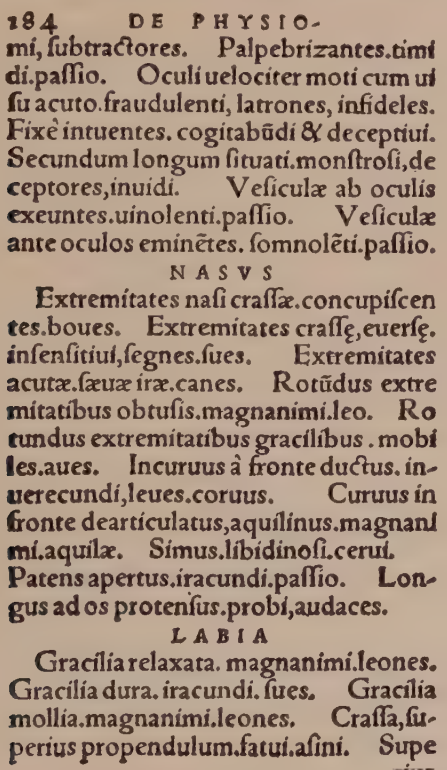
4. Weil sie starke und schwache Anzeichen nicht unterscheiden.

Es sollen also hier die letzten Maßregeln, die die Auswahl betreffen, dargestellt werden.

1. Merkmale, die den Charakter nicht nach seiner Qualität, sondern nach seiner Eigenart kennzeichnen, sind ausgeprägter und stehen an erster Stelle. Wenn wir beispielsweise behaupten würden, Sokrates sei auf Grund von qualitativen Merkmalen, etwa der roten Farbe oder anderer Anzeichen des Blutes, freigebig, jedoch geizig auf Grund der Eigentümlichkeitsmerkmale — etwa deshalb, weil seine Schultern sich nur mühsam bewegen oder weil sein Gesichtsausdruck sehr kleinlich wirkt — so urteile ich, daß Sokrates auf Grund der Eigentümlichkeitsmerkmale, geizig ist. Denn diese Merkmale sind stärker, da sie der Materie folgen, welche unbedingt die Wirkungsursache ist und daher mehr noch als die Formgestaltung in Betracht gezogen werden muß.

2. Es sind die Zeichen, die am Kopf und seinen Teilen, vornehmlich an den Augen gefunden werden, höher einzuschätzen, als die übrigen. Darum schreibt Apuleius: Der ganze Mensch prägt sich in Schädel und Gesicht aus. Hauptsächlich aber gilt das von den Augen, die ja, wie Galen sagt, ein Teil des Gehirns und aus dessen Substanz hervorgegangen sind; unter denselben Gesichtspunkten folgen die übrigen Merkmale. Manche haben auch behauptet, daß die Zeichen, die den früher entstandenen Teilen des Körpers entstammen, stärker seien als die aus später entwickelten. Daher bemerkt auch Hippokrates, daß zuerst das Gesicht gebildet werde. Andere wiederum haben gemeint, daß diejenigen Merkmale besser seien, die an den Gliedern gewonnen werden, womit die entsprechende Tätigkeit ausgeübt wird. Z. B. seien die Kennzeichen an Brust und Rippen am stärksten hinsichtlich des Zorns, der im Herzen und seiner Umgebung entsteht. Weil ferner Hüften, Füße, Arme und Schultern zur Ausführung von tapferen Taten gebraucht werden, seien für die Tapferkeit diese Merkmale am geeignetsten. Dies gilt im übrigen in gleicher Art und Weise.

Anhangsweise hat Gratarolus nach Art eines Schlagwörter-Kompendiums die Ergebnisse seiner physiognomischen Forschungen zusammengefaßt und seinem Werke folgen lassen. Da jedoch dieser Auszug keine neuen Ideen enthält, und die Schlagwörter sich zur Übersetzung nicht eignen, unterließ ich dieselbe. Die nebenstehende photographische Reproduktion möge jedoch Stil und Inhalt eines Abschnittes veranschaulichen.



184 DE PHYSIO-
mí, ſubtractores. Palpebrizantes.timí di.paſſio. Oculí uelociter moti cum uí ſu acuto.fraudulenti, latrones, infideles. Fixè intuentes. cogitabūdi & deceptiuí. Secundum longum ſituati.monſtroſi,de ceptores,inuidi. Veſiculæ ab oculis exeuntes.uinolenti.paſſio. Veſiculæ ante oculos eminētes. ſomnolēti.paſſio.

NASVS

Extremitates naſi craſſæ.concupiſcen tes.boues. Extremitates craſſę,euerſę. inſenſitiuí,ſegnes.ſues. Extremitates acutæ.ſæuæ iræ.canes. Rotūdus extre mitatíbus obtuſis.magnanimí.leo. Ro tundus extremitatíbus gracílíbus . mobí les.aues. Incuruus à fronte ductus. inuerecundí,leues.coruus. Curuus in fronte dearticulatus,aquílínus.magnanimí.aquílæ. Símus.líbídinoſi.ceruí. Patens apertus.iracundi.paſſio. Longus ad os protenſus.probí,audaces.

LABIA

Gracílía relaxata. magnanímí.leones. Gracílía dura. iracundí. ſues. Gracílía mollía.magnanímí.leones. Craſſa,ſuperius propendulum.fatuí.aſíní. Supe
rius

Ungefähr 40 Jahre nach Erscheinen dieser Schrift des Gratarolus hat Joh. Bapt. Della Porta in seinem Werke „De humana Physiognomia“ (Hanoviae 1593) ähnliche Gedanken entwickelt. Antonini, der vor allem Della Porta eingehend würdigt, behauptet, dieser habe von den Gratarol'schen Schriften nichts gewußt. Bisher galt der Neapolitaner Della Porta bei den meisten

Physiognomen als Erneuerer dieser Wissenschaft, wie ich aber schon früher ausführte, gebührt dieser Ruhm Gratarolus.

Im Folgenden will ich kurz einige Anschauungen von Della Porta schildern. Er sagt, die Physiognomik sei, im Gegensatz zur Astrologie und zu anderen hypothetischen Wissenschaften, auf natürliche Prinzipien aufgebaut. Neigungen sind nach seiner Anschauung parallel den Dispositionen des Körpers, man kann gewisse Handlungen vorhersagen, wenn man die körperliche Konstitution des betreffenden Menschen kennt; denn es besteht eben eine „Übereinstimmung von Körper und Seele". Dann bestätigt er die Beobachtung von Aristoteles, daß bei Krankheiten des Körpers die Seele gewöhnlich auch mitergriffen ist und man durch Behandlung des Körpers die Seele ebenfalls heilen kann. Wenn die Seele melancholisch sei, werde der Körper matt und farblos, sei sie lustig, dann blühe der Körper auf. Er macht dann folgende Bemerkung: „Bei den Krankheiten des Körpers ändert sich die Seele allein, sodaß sie ihre Pflicht nicht erfüllen kann, und der Mensch, der leidet, wird ein anderer."

In einem anderen Kapitel sagt Della Porta, Zittern, Seufzen und Schlaflosigkeit als Zeichen seelischer Erregtheit finde man auch beim Tiere experimentell. Seine Vergleichsphysiologie verrät die starke Beeinflussung durch Galen. Im 10. Kapitel macht er einige treffliche Bemerkungen über das häufige Zusammentreffen von Genialität und Wahnsinn. Als Beispiele führt er an: Empedokles, Sokrates, Plato und Demokrit. Daraufhin versucht der Neapolitaner das von Plato inaugurierte System des Tiervergleichs zu zerstören. Aber in einem späteren Kapitel bringt er doch das Vergleichsbild des Menschen mit Affenohren. Die kleine Stirn bedeute Dummheit. Man solle einen solchen Menschen mit dem Schwein vergleichen.

Eine zutreffende Schilderung macht er über die große Stirn. Diese sei gut, wenn man von der Intuition ausgehe, daß im Stirnhirn die höchsten intellektuellen Fähigkeiten ausgearbeitet werden. Ähnlich wie Gratarolus behandelt er dann die einzelnen Teile von Gesicht und Körper, z. B. sei die kleine Nase gleichbedeutend mit kleinem Geist. Der Spitzkopf sei ein Zeichen von Dummheit und Unempfindlichkeit. Eingehend schildert er Defor-

mationen am Schädel. Gleich Gratarolus behauptet er, die Adlernase kennzeichne den Großmütigen, die breite Nase den Lügner, die Spitznase den Jähzornigen. Ebenfalls an die Bemerkungen von Gratarolus werden wir erinnert, wenn wir die folgenden Urteile von Della Porta hören. Wer ein großes Gesicht habe, sei faul, wer ein kleines besitze, feige. Das magere, faltenreiche Gesicht verrate den Geizigen, dicke, fleischige Backen den Faulen, kurze, dicke Finger habe ein beschränkter Mensch u. s. w.

Nur wenige Beobachtungen sind erwähnenswert, weil sie bei Gratarolus nicht gefunden werden: „Die Stimme zeigt oft die psychische Anomalie... Vielfingrigkeit ist Zeichen eines Mangels am Gehirn." Die Körperbehaarung ist nach Della Porta ein Zeichen von atavistischer Tierheit. Magerkeit und Fettleibigkeit sind abhängig von der Umgebung, d. h. vom Boden und Klima. Sein großes Kapitel über die Augen ist dem des Gratarolus so ähnlich, daß ich es übergehe.

An einer anderen Stelle meint er, übergroße Schönheiten hätten auch große Laster, aber im allgemeinen gelte doch der Satz, daß häßliche Gesichter häßlichen Seelen entsprechen. Schmuck und Kleidung seien ebenfalls charakteristisch für einen Menschen, eine Ausnahme bilde das Genie, welches sich lässig kleiden dürfe.

Fassen wir alles zusammen, was Della Porta geschrieben hat, so können wir trotz der Genialität des Neapolitaners nicht umhin, den Ruhm, den er als Erneuerer der Physiognomik bisher genoß, seinem Vorgänger Gratarolus zuzuerkennen; denn wir finden in dessen allerdings bescheidenerem Werk schon fast alle Beobachtungen des Della Porta vorweggenommen und vor allem steht der Basler Professor viel weniger im Banne der Astrologie als sein Rivale.

Im nun folgenden 17. Jahrhundert finden wir neben einigen, wenigen wissenschaftlichen Vertretern der Physiognomik eine Unzahl von Schriften, die von Astrologie und Zeichendeuterei strotzen, ein Zeichen, daß das neuzeitliche Streben nach exakter Naturbeobachtung noch nicht überallhin durchgedrungen ist. So finden wir um 1600 ein Werk von Spontoni, der wieder die alte Anschauung von der Abhängigkeit der Stirnlinien von den sieben

Planeten aufwärmt. Selbst die Naevi sollen einen Einfluß auf die Stirnlinien haben. Die Sonne soll auf's rechte, der Mond auf's linke Auge bestimmend einwirken. Dem gleichen Aberglauben huldigt um die Mitte dieses Jahrhunderts Goclenius in Hamburg.

Erst in dem im Jahre 1724 in Nürnberg erschienenen „Tractat der Malerei" von Leonardo da Vinci findet man wieder vernünftige Ansichten: „Ihr könnet aus euerem Sinn wahrhaften Zorn oder andere Zufälle der Gemütsbewegungen, wie Lachen, Weinen, Empfindung des Schmerzes, die Furcht und dergl. nicht nach einem Modell machen... Ein guter Maler soll zwei Dinge sonderlich fleißig in Acht nehmen, nämlich den menschlichen Körper wohl zu umreißen und die lebhafte Ausdrückung der Affekte zu merken, die man in den Sinn gefaßt hat... Seid bei jeder Gelegenheit, wie beim Spazierengehen, begierig, die Stellung und Geberden derjenigen Personen anzusehen und genau zu beobachten, welche vertraulich miteinander reden und lachen, die sich miteinander zanken und schlagen:.."

Von dem bekannten Philosophen Leibnitz besitzen wir folgenden Ausspruch, der sein Interesse an der Physiognomik bekundet: „Wenn die Menschen eifriger beobachteten und studierten, von welchen äußeren Bewegungen die Leidenschaften begleitet werden, so würde es schwer sein, sich zu verstellen."

Gewaltiges Interesse für die Physiognomik erwachte, als 1775 J. C. Lavater seine „Physiognomische Fragmente" herausgab. Weite Kreise beschäftigte dieses Werk. Aber Lavater war kein Wissenschafter, die früheren Werke auf diesem Gebiet kannte er kaum oder gar nicht, verwarf sie jedoch alle. Er war weder Beobachter noch Denker. Die Physiognomik war ihm — wie Goethe treffend urteilt — eine Sache des Glaubens, des Gefühls. Deshalb wandten ihm Goethe und Schiller, die er zuerst begeisterte, bald den Rücken. Aber seine Schwärmereien hatten nun einmal überall Beifall gefunden, sodaß es vieler Kämpfe bedurfte, um sein Ansehen zu untergraben. Vor allem wurde er von Musaeus in dessen Werk „Physiognomische Reisen" und von G. Chr. Lichtenberg in dem Buche „Über Physiognomik wider die Physiognomen" auf's heftigste angegriffen. Der Letztere aber hat sich auch durch seine positiven Feststellungen einen Namen gemacht,

er schreibt z. B.: „Die wirkenden Leidenschaften haben ihre Zeichen und lassen oft merkliche Spuren zurück, das ist unleugbar, und daher rührt das, was die Physiognomik Wahres hat... Die pathognomischen (leidenschaftlichen) Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder und lassen physiognomische Eindrücke zurück".

Unterstützt wurde Lavater durch seinen Zeitgenossen Gall, dem Begründer der Phrenologie. Gall nimmt an, daß 27 Grundkräfte bei der Bildung des Charakters tätig seien, die besonders stark auf die Gehirnoberfläche wirken sollen. Das Gehirn aber rufe am äußeren Schädel Veränderungen hervor, welche man beim genauen Beobachten sehen könne. Er baut ein ganzes System von Örtlichkeiten am Schädel auf, welche alle ein bestimmtes Charaktermerkmal verraten sollen. Aber bis auf den kleinen Höcker über den Ohren, welchen einige große Musiker hatten, ist es bisher niemand gelungen, die Gall'sche Phrenologie zu bestätigen. Während Carus, ein Anhänger Gall's, in dessen Sinne weiterforschte, versuchte der Holländer Camper Schädelmessungen nach bestimmten Regeln, eine Methode, die später besonders Retzius, der zuerst Brachyzephalen und Dolichozephalen unterschied, und schließlich Virchow weiter ausgebaut haben.

Am Ende des 18. Jahrhunderts traten als eigentliche Nachfolger von Aristoteles, resp. von Gratarolus und Della Porta, Croß und Carus auf, die ebenfalls die Methoden des Stagiriten anwandten, aber ihre Ansichten erwiesen sich großenteils als unhaltbar. Ein schwacher Versuch des dänischen Malers Sophus Schack in seinem Buche „Physiognomische Studien", den Tiervergleich als berechtigte Methode in die moderne Physiognomik einzuführen, scheiterte kläglich infolge seiner Unwissenschaftlichkeit.

Lessing, Goethe und Schiller haben sich sehr eingehend mit Physiognomik befaßt. Der Letztere sagt in der schon früher erwähnten Schrift „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen": „Körperliche Phänomene verraten die Bewegungen des Geistes. — Jeder Affekt hat seine spezifischen Äußerungen... und zwar ist dies ein bewunderungswürdiges Gesetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den

Körper verschönert, den der niederträchtige und gehässige in viehische Formen zerreißt..."

Von den Werken der Goetheanisten, die der Physiognomik ebenfalls großen Wert beilegen, nenne ich Okens Naturgeschichte, worin er die Metamorphosenlehre Goethe's auf menschliche Körpermerkmale ausdehnt. Sein Schüler Huschke behauptet sogar, die Aftermuskeln seien den Mundmuskeln analog.

In der Folgezeit haben sich um die Fortentwicklung der Physiognomik verdient gemacht: E. Harleß (Lehrbuch der plastischen Anatomie), Baumgärtner (Krankenphysiognomik), Morison (Physiognomik der Geisteskrankheiten), Duchenne de Boulogne (Mecanisme de la physionomie humaine), Prof. Vierordt (Grundriß der Physiologie) sowie Gratiolet und Birch-Hirschfeld in mehreren Schriften.

Einen ganz hervorragenden Anteil am Fortschritt der Physiognomik beansprucht Darwin. In seinem von mir schon früher erwähnten Werke „Über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren", das zu großer Berühmtheit gelangte, sucht er nachzuweisen, daß Mienen und Geberden erst allmählich im Laufe unermeßlicher Zeiträume durch Vererbung und Angewöhnung entstanden sind. Mit unermüdlichem Eifer hat der Engländer in diesem Buche Hypothese um Hypothese ersonnen und durch Beobachtungen zu belegen versucht, um seiner ganzen Weltanschauung eine weitere Stütze zu schaffen. Er unterscheidet drei allgemeine Prinzipien zur Erklärung des mimischen Ausdrucks:

1. Das Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten. „Gewisse komplizierte Handlungen sind unter gewissen Seelenzuständen von direktem oder indirektem Nutzen, um gewisse Empfindungen, Wünsche u. s. w. zu erleichtern oder zu befriedigen; und sobald derselbe Seelenzustand herbeigeführt wird, so schwach dies auch geschehen mag, so ist infolge der Macht der Gewohnheit und der Association eine Neigung vorhanden, dieselben Bewegungen auszuführen, wenn sie auch im gegebenen Falle nicht von dem geringsten Nutzen sind."
2. Das Prinzip des Gegensatzes. „Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsmäßigen Handlungen, welche, nach

unserem ersten Prinzip, zweckmäßig sind. Wenn nun ein direkt entgegengesetzter Seelenzustand herbeigeführt wird, so tritt eine sehr starke und unwillkürliche Neigung zur Ausführung von Bewegungen einer direkt entgegengesetzten Natur ein, wenn auch dieselben von keinem Nutzen sind, und derartige Bewegungen sind in manchen Fällen äußerst ausdrucksvoll.

3. Das Prinzip, „daß Handlungen durch die Konstitution des Nervensystems verursacht werden, von Anfang an unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung unabhängig von Gewohnheit."

Der bekannteste Anhänger Darwin's ist der italienische Professor P. Mantegazza, der einige neue Gesetze denen Darwin's beifügte, sonst aber ganz mit den Ansichten des großen Engländers übereinstimmt. Als Gegner Darwin's tritt vor allem Wundt auf. In der „Deutschen Rundschau" führt er aus: „Aber so dankenswert auch Darwin's Werk durch die Feststellung dieser Tatsachen, sowie durch die große Anzahl einzelner Beobachtungen ist, so wenig befriedigend scheinen uns die allgemeinen Prinzipien zu sein, aus welchen der berühmte Naturforscher alle Ausdrucksbewegungen ableitet. Unter diesen führen die beiden ersten eigentlich auf einen einzigen psychologischen Grund zurück, auf die Gewohnheit... Aber Gewohnheit erklärt schließlich alles und eben darum erklärt sie nichts." In seinem großen Werke „Grundzüge der psychologischen Physiologie" stellt er drei neue Prinzipien den Darwin'schen entgegen, die ich nur kurz anführen will.

1. Das Prinzip der direkten Innervationsänderung.
2. Das Prinzip der Assoziation analoger Empfindungen.
3. Das Prinzip der Beziehung der Bewegung zu Sinnesvorstellungen.

Eines der bedeutendsten Bücher auf seinem Gebiete ist Piderit's „Mimik und Physiognomik". Da ich dieses Werk schon öfters zitiert habe, möchte ich nicht mehr näher darauf eingehen, sondern nur bemerken, daß es kaum eine umfassendere, modern wissenschaftliche Arbeit über dieses Thema gibt.

Schließlich sei noch ein Werk der allerletzten Zeit erwähnt, welches in der physiognomischen Literatur eine hervorragende Stellung einnimmt. Es ist dies das schon angeführte Buch von E. Kretschmer über „Körperbau und Charakter". Hierin schildert der Verfasser u. a. verschiedene Typen von Menschen, z. B. den asthenischen, athletischen, pyknischen Typus u. s. w., und belegt anhand eines großen Materials die Beziehungen dieser Körperkonstitutionen zu gewissen Geisteskrankheiten. Sehr bemerkenswert ist folgende Stelle aus seinem Werke: „Der Teufel des gemeinen Volkes ist zumeist hager und hat einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn, während die Dickteufel einen Einschlag von gutmütiger Dummheit haben. Der Intrigant hat einen Buckel und hüstelt. Die alte Hexe zeigt ein dürres Vogelgesicht. Wo es heiter und saftig zugeht, da erscheint der dicke Ritter Falstaff, rotnasig und mit spiegelnder Glatze. Die Frau aus dem Volk mit dem gesunden Menschenverstand zeigt sich untersetzt, kugelrund und stemmt die Arme in die Hüften. Heilige erscheinen überschlank, langgliedrig, durchsichtig, blaß und gotisch."

„Kurz und gut: Die Tugend und der Teufel müssen eine spitze Nase haben und der Humor eine dicke. Was sagen wir dazu? Zunächst nur soviel: Es könnte sein, daß Dinge, die die Phantasie der Völker in jahrhundertlangen Traditionen auskristallisiert, objektive völkerpsychologische Dokumente wären, Niederschläge von Massenbeobachtungen, auf die vielleicht auch für den Forscher ein kleiner Seitenblick sich verlohnt."

Wenn ein Forscher von der Autorität Kretschmer's einen solchen Seitenblick für lohnend hält, glaube ich, daß man dann auch dem ziemlich populär geschriebenen Werke des Gratarolus seine wissenschaftliche Bedeutung zuerkennen darf; denn in vielen volkstümlichen Ansichten liegen Wahrheiten verborgen, die meist nur gefühlsmäßig erkannt wurden, und die der Forscher zu ergründen sucht.

Die Methoden, die er dabei anwendet, seien sie nun hochwissenschaftlich oder mehr volkstümlich, sollen der Wahrheit und dem Fortschritt der Wissenschaft dienen.

Der moderne Arzt ist, wie der frühere, mehr Physiognome als er sich meist eingesteht und läßt sich in Bezug auf Diagnose,

Prognose und Therapie häufig von dem Gesichts- und Körperausdruck des Patienten leiten, wenn sich auch dieser Vorgang sehr oft im Unbewußten abspielt. Aufgabe der Physiognomik als Wissenschaft ist es jedoch, diese unbewußten Vorgänge in's klare Licht des Bewußtseins zu rücken.

Literatur-Verzeichnis.

G. Antonini: I Precursori di Lombroso, Torino 1900.

Albr. Burckhardt: Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel, Basel 1917.

R. Foerster: Die Physiognomik der Griechen, Kiel 1884.

— Scriptores physiognomici, Kiel 1893.

G. Gallizioli: Monographie über Gratarolus, Bergamo 1788 (im Original nicht erhältlich, im Auszug zu finden bei Antonini in „I Precursori di Lombroso").

G. Gratarolus: De memoria reparanda conservandaque. De Praedictione morum naturarumque hominum, cum ex inspectione partium corporis, tum aliis modis. Prognostica naturalia de temperorum mutatione perpetua, Basil. 1554.

H. Haeser: Lehrbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1882.

W. His: Die Entwicklung der menschlichen und tierischen Physiognomien. Archiv für Anatomie und Physiologie 1892.

Hovorka und Kronfeld: Vergleichende Volksmedizin, Stuttgart 1908—1909.

N. Kaufmann: Die Physiognomik des Aristoteles (Festschrift), Luzern 1893.

E. Kretschmer: Körperbau und Charakter, Berlin 1926.

J. C. Lavater: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Leipzig und Winterthur 1875—78.

Th. Piderit: Mimik und Physiognomik, Detmold 1886.

Th. Puschmann: Handbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1903.

Theophrast's Charaktere, herausgegeben von der Versammlung deutscher Schulmänner, Leipzig 1897.

Zeitschrift für Anthropologie, Leipzig 1823—1826.